

WIR

2/2025
fdst.de



Wer ist mein Wir?

Was Zugehörigkeit für uns bedeutet

IN MEINE WELT HINEIN



GRUPPENAUSSTELLUNG

Rathaus Reinickendorf, Südhalle
Eichborndamm 215, 13437 Berlin

08. August –
17. September 2025
Mo – Fr von 7 – 18 Uhr

Vernissage **08.08.2025** ab 16 Uhr

Mittendrin
So wie ich bin.



V.i.S.d.P.: Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin, Dalandweg 19, 12167 Berlin

BERLIN



Bezirksamt
Reinickendorf

In Kooperation mit
dem Bezirksamt
Reinickendorf,
Beauftragte für
Menschen mit
Behinderungen



Gemeinsam Barrieren überwinden

Wie Kooperationen mit Museen und Stiftungen neue Wege für Inklusion eröffnen

Manche Wege geht man nicht allein – und manchmal führen sie auch an denselben Ort zurück. Für die WIR-Redaktion sind die Besuche im Schloss Rheinsberg und im Deutschen Historischen Museum mehr als Ausflüge: Sie sind Teil eines gemeinsamen Lernprozesses, bei dem Barrieren sichtbar und Schritt für Schritt abgebaut werden. Die Kooperationen mit der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten (SPSG) und dem Deutschen Historischen Museum (DHM) zeigen, wie viel möglich ist, wenn unterschiedliche Perspektiven zusammenkommen.

Barrierefreiheit als Gemeinschaftsaufgabe

Unsere Redaktion bringt nicht nur die Sicht von Menschen mit Behinderung ein, sondern auch langjährige Erfahrung zu den vielfältigen Anforderungen von Barrierefreiheit. Diese Expertise ist gefragt – und wird von unseren Kooperationspartnern geschätzt. Was als Barriere-Check im Schloss Rheinsberg begann, ist ein fortlaufender Dialog geworden. Die Stiftung „Preußische Schlösser und Gärten“ nimmt unsere Hinweise ernst: Türschwellen, die für Rollstuhlnutzende zur Hürde werden, fehlende Sitzgelegenheiten oder schwer auffindba-

re Aufzüge – all das sind Details, die im Alltag oft übersehen werden. Dass unsere Rückmeldungen gesammelt und in die Planungen von Umbauten einfließen, zeigt: Barrierefreiheit ist ein Prozess, der von Offenheit und gegenseitigem Lernen lebt.

Auch im Deutschen Historischen Museum ist Inklusion Teil des Konzepts. Bei unserem letzten Besuch konnten wir erleben, wie eine inklusive Gestaltung der Ausstellung den Zugang für alle erleichtert. Und wir freuen uns, dass wir bei der Planung der nächsten Ausstellung „Natur und deutsche Geschichte. Glaube – Biologie – Macht“, die im November 2025 zu sehen sein wird, mitarbeiten dürfen.

Kooperation als Motor für Veränderung

Die Rückmeldungen der WIR-Redakteurinnen und -Redakteure werden gehört – und oft direkt in die Praxis umgesetzt. Kooperationen mit Institutionen wie der SPSG und dem DHM zeigen, wie wichtig der Austausch auf Augenhöhe ist. Die WIR-Redaktion begleitet diese Entwicklung kritisch und konstruktiv. Es bleibt ein gemeinsamer Lernprozess – und wir berichten weiter.

Ursula Rebenstorf



Die WIR zum Download und Link zum E-Paper finden Sie unter: fdst.de/wirmagazin

Die WIR auf mittendrin: mittendrin.fdst.de

STIFTUNGSMOMENTE

Impressionen aus dem ersten Halbjahr 2025	6
Noch etwas warten auf die Villa	9
Mitbestimmen und mitgestalten	10
Wo Fortschritt in der Neurorehabilitation Alltag ist	12
Geschichte erleben, Inklusion entdecken	14

TITEL

Wer ist mein Wir?	16
Zugehörigkeit	18
Wenn das Leben plötzlich anders ist	21
Und alle Laternen gingen an	24
Allein gelassen	28
Ein Wegweiser für pflegende Angehörige:	
Rezension zu Februarstille	29
Für uns heißt Du Scheerin bzw. Gabriele	28
Vegan in der Reha	31
Einsamkeit sichtbar machen	32
Gemeinsam tanzen verbindet	34
Zugehörigkeit beginnt bei uns selbst	35
„Kein Tag gleicht dem anderen“	36
„Es ist doch nur zu deinem Besten!“	38
Gemeinsames, inklusives Wohnen	40
Serviceadressen und Informationen	42

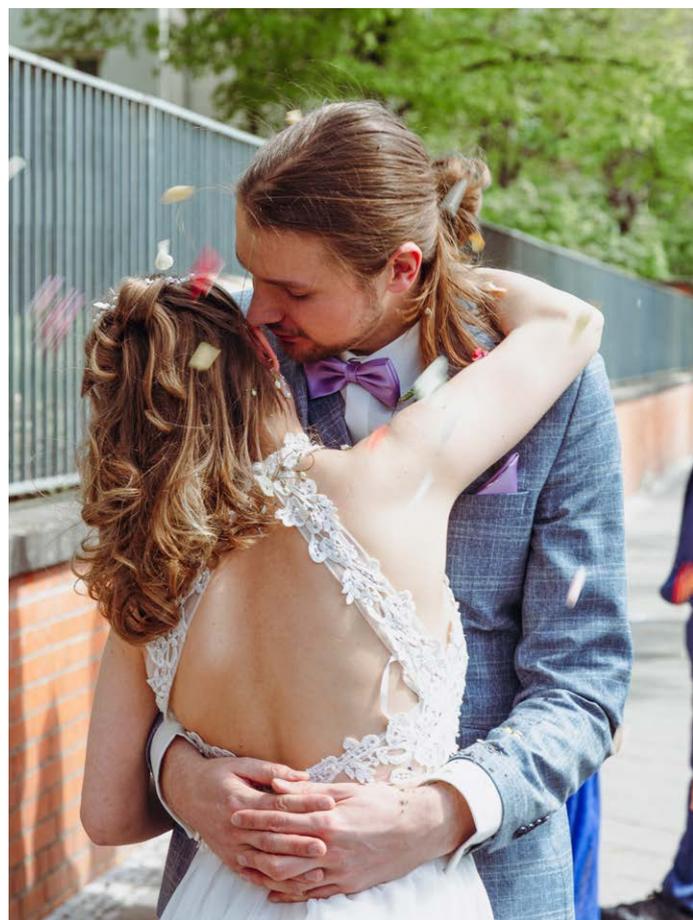
WAS UNS BEWEGT

Barriere-Check im Schloss Rheinsberg	44
Roads not taken	46
„Es ist schon ein sehr verrücktes Leben gewesen. Aber ich bin zufrieden.“	48

WIR EMPFEHLEN

Das Plaza Varieté – Gute Unterhaltung für wenig Geld	52
Jeder Popel fährt 'n Opel –	
Die Geschichte der Opel-Rennbahn in Rüsselsheim	54
Buchrezension: „Hunchback“ von Saou Ichikawa	56
Charmant, charmant	57

Bestellcoupon	58
Impressum	59
Stiftungsadressen	59



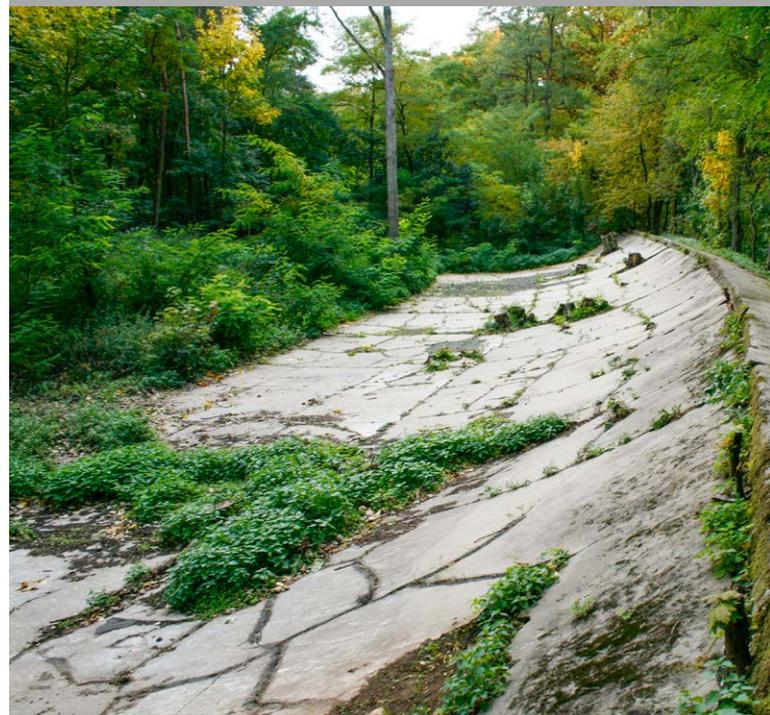


58 SERVICE

46 INKLUSIVE AUSSTELLUNG IM DEUTSCHEN HISTORISCHEN MUSEUM



54 VERGESSENE ORTE: DIE OPELRENNBAHN IN RÜSELDSHEIM



36 INKLUSIVE GEMEINDEARBEIT IN BAD BEVENSEN



Der erste Protestzug von Menschen mit Behinderung in Rheinsberg im Rahmen des 6. Rheinsberger Kongress des BeB für Menschen mit Behinderung am 5. März 2025

Impressionen aus dem ersten Halbjahr 2025

Das Jahr 2025 ist schon zur Hälfte vorbei – Zeit, mit einem Bilderbogen auf besondere Momente der Fürst Donnersmarck-Stiftung zurückzublicken. Unsere Fotos zeigen die lebendige Vielfalt des Stiftungslebens: Von politischen Begegnungen über Feste bis hin zu sportlichen Höhepunkten – überall stehen Menschen mit Behinderung im Mittelpunkt.



Gemeinsames Gedenken an die Opfer der NS-„Euthanasie“ am „Gedenk- und Informationsort T4“, 31. Januar 2025

**Das inklusive Team
Donnersmarck
auf dem
„Generali Berliner
Halbmarathon“
am 6. April 2025**



**Aktiv auf dem
Europäischen Protesttag
zur Gleichstellung von
Menschen mit Behinderung
vor dem Roten Rathaus in
Berlin am 5. Mai 2025**



**Klientinnen und Klienten auf dem
Inklusionstag in Berlin-Reinickendorf
am 21. Juni 2025**



P.A.N. Zentrum: Eröffnung des Kooperationsprojekt „1000 blühende Gärten“ zusammen mit der Diakonie Deutschland und dem NABU am 19. Mai 2025

Das Team Donnersmarck auf dem „IKK BB Berliner Firmenlauf“ am 21. Mai 2025



Jeden Sommer machen die ehrenamtlich aktiven Menschen der Fürst Donnersmarck-Stiftung einen Ausflug. Im diesem Jahr ging es nach Beelitz-Heilstätten.



Klientinnen und Klienten im Haus am Querschlag feiern den Tag der Nachbarn am 23. Mai 2025

Noch etwas warten auf die Villa

Die Wiedereröffnung des inklusiven Treffpunkts verzögert sich

Bereichsleiterin Ines Voll ist nicht wirklich überrascht: „Bei so umfassenden Renovierungsarbeiten kann so etwas immer passieren.“ Durch unvorhersehbare Herausforderungen hat sich der gut ausgestützelte Zeitplan für die Sanierung der Villa Donnersmarck verschoben. Der inklusive Treffpunkt der Fürst Donnersmarck-Stiftung öffnet daher nicht, wie vorgesehen, im Juli 2025. Eine Rückkehr in die Schädestraße ist voraussichtlich erst ab Herbst 2025 realistisch. Bis dahin bietet das Team der Villa alle inklusiven Angebote weiter im Umbauquartier am Teltower Damm 283 an. Solange alle Gäste mit so viel Geduld und bester Laune auch dorthin kommen, warten alle mit einem guten Gefühl.



Die Villa hängt zumindest als Fototapete an der Wand des Ausweichquartiers am Teltower Damm 283

viel mehr. Ein bisschen „mehr Villa“ gibt es so schon vor der Wiedereröffnung.

Sean Busenius

„Mehr Villa“ im neuen Programm

Für das neue Programmheft dürfen sich alle Gäste, neben Peer-Beratung, Selbsthilfe sowie allen Reisen und regelmäßigen Kursen wie Gruppen, wieder auf bunte Veranstaltungen freuen: Lesungen, Konzerte, Workshops und

Villa Donnersmarck – Programmheft 2/2025:
Die Umbau-Ausgabe Nr. 2
In Papierform kostenlos bestellen oder herunterladen auf www.villadonnersmarck.de



**VILLA
DONNERSMARCK**



Inklusiver Treffpunkt für Freizeit, Bildung, Beratung

Besuchen Sie uns in unserem Umbauquartier:

Teltower Damm 283, 4. OG, 141676 Berlin
Tel. 030 847 187 0 | info@villadonnersmarck.de

www.villadonnersmarck.de

Mitbestimmen und mitgestalten

Der KlientenBeirat des Ambulant Betreuten Wohnens

Mitreden, mitgestalten, mitentscheiden – im KlientenBeirat des Ambulant Betreuten Wohnens der Fürst Donnersmarck-Stiftung setzen sich Menschen mit Behinderung für die Belange der Klientinnen und Klienten ein. Was sie bewegt, was sie erreicht haben und warum Zuhören wichtig ist, erklärt der Beirat dem WIR-Magazin.

Mitbestimmen ist hier nicht nur ein Schlagwort, sondern gelebter Alltag: Im KlientenBeirat des Ambulant Betreuten Wohnens (ABW) treffen sich Menschen, die ihre eigenen Erfahrungen einbringen und gemeinsam die Interessen und Themen aller Klientinnen und Klienten vertreten. Ob es um kleine Verbesserungen im Alltag oder um große Veränderungen geht – im Beirat wird diskutiert, gelacht und manchmal auch einfach nur zugehört. Sascha Tietz, Jan Giwer, Rupert Sievers, Martin Küster und Mustafa Gürcan engagieren sich regelmäßig in diesem Gremium.

Gemeinsam etwas bewegen

Die Mitglieder des Beirats sind sich einig: Ihr Ziel ist es, die Lebensqualität der Klientinnen und Klienten im ABW weiter zu verbessern. „Wir vertreten die Interessen der Klientinnen und Klienten gegenüber der Stiftung und anderen“, erklärt Jan Giwer. Für Martin Küster steht die Zufriedenheit aller im Mittelpunkt: „Ich möchte in erster Linie die Zufriedenheit der Klientinnen und Klienten beibehalten und wünsche mir

Zuwachs für unser Gremium.“ Auch die Belange der Wohngemeinschaften liegen dem Beirat am Herzen.

Zufrieden blicken die Mitglieder auf das, was sie gemeinsam erreicht haben. So wurde auf ihre Initiative hin eine Ruftaste in der Gemeinschaftsküche einer WG installiert – ein kleiner, aber wichtiger Schritt für mehr Sicherheit im Alltag.

Sommerfeste, bei denen die Mitglieder nicht nur mitgefeiert, sondern auch die Mottos entwickelt haben, gehören ebenfalls zu den Höhepunkten. Rupert Sievers bringt es auf den Punkt: „Ich bin stolz, dabei zu sein.“ Und Mustafa Gürcan, der im Gespräch meist zuhört, stimmt an passender Stelle mit einem Lächeln zu – auch das ist Teil des lebendigen Miteinanders im Beirat.

Ansprechpartner, Ideengeber und Brückenbauer

Im KlientenBeirat kommen auch ernste Themen auf den Tisch. Wenn es irgendwo hakt, sind die Mitglieder zur Stelle: Sie hören zu, sammeln Rückmeldungen und suchen gemeinsam nach Lösungen.

„Wir sind Ansprechpartner bei Problemen und geben die Wünsche und Anregungen der Klientinnen und Klienten weiter“, sagt Jan Giwer. Manchmal geht es um ganz praktische Dinge, wie die genannte Einführung der Ruftaste. Ein anderes Mal um große Fragen, etwa wenn das Gewaltschutz-Konzept der Stiftung überarbeitet wird oder neue gesetzliche Regelungen in der Pflege anstehen.

Die Beiratsmitglieder sind stolz darauf, dass sie mit ihren Ideen tatsächlich etwas bewegen können. „Ich finde es toll, dass durch unsere Aktion das Fahren mit der BVG besser geworden ist“, erzählt Martin Küster. Und wenn es um die Zufriedenheit im Alltag geht, ist ihnen keine Mühe zu viel: Zufriedenheitsbefragungen, Beschwerdemanagement, Konzeptionstage – alles, was hilft, die Lebensqualität zu verbessern, wird tatkräftig auf den Weg gebracht.



Im Einsatz für das Wohl aller – der KlientenBeirat des Ambulant Betreuten Wohnens

Doch nicht nur der Alltag und die Teilhabe in der FDST sind Thema. Immer wieder nehmen die Mitglieder an Demonstrationen zu Belangen von Menschen mit Behinderungen teil oder tauschen sich mit anderen Beiräten aus. „Es gab Anfragen von anderen Beiräten in Gründung, wie wir das so gemacht haben“, berichtet das Team. Der Austausch ist zwar selten, aber immer willkommen.

Zukunftswünsche

Für die Zukunft wünschen sich die Beiratsmitglieder vor allem mehr Mitstreiterinnen und Mitstreiter. „Ich möchte, dass wir Zuwachs haben, dass mehr Leute sich engagieren. Und dass wir das halten können, was wir geschaffen haben“, sagt Martin Küster. Praktische Unterstützung ist willkommen, aber nicht immer nötig. „Nö, brauche keine Unterstützung. Doch, gelegentliche Erinnerungsmails“, meint Sascha Tietz mit einem Grinsen. Andere wünschen sich technische Hilfe oder Begleitung zu den Treffen – jeder und jede so, wie er oder sie es braucht.

Und was wünschen sie sich von der Stiftung? Die Antwort kommt schnell: „Mehr Veranstaltungen in der Villa Donnersmarck und weitere Unterstützung für den Beirat.“ An die Gesellschaft richten sie eine klare Botschaft: „Mehr Offenheit für Menschen mit Behinderung, ein wenig mehr Feingefühl und Respekt für unsere Anliegen“. „Rollstuhlnutzende werden in der Öffentlichkeit oft wie Kinder behandelt, zum Beispiel einfach geduzt – das sollte sich ändern.“



Bei einem Aufenthalt im Seehotel Rheinsberg testete der KlientenBeirat die Barrierefreiheit des Rheinsberger Schlosses

Wer von den Klientinnen und Klienten des ABW Interesse hat, kann einfach vorbeikommen: Die Treffen finden in der Regel am dritten Mittwoch im Monat in der Mainzer Straße 19 statt. „Kommt zu unseren Ausflügen mit oder interessiert euch für die Protokolle des KlientenBeirats“, lädt das Gremium ein.

*Ursula Rebenstorf /
Helga Hofinger*

**Kontakt ist auch per E-Mail möglich:
klientenbeirat@fdst.de.**

AMBULANT BETREUTES WOHNEN

Die Angebote des Ambulant Betreuten Wohnens richten sich an Menschen mit erworbenen Behinderungen, insbesondere an neurologischen Erkrankungen, wie z.B. Schlaganfall oder schweren Schädel-Hirn-Verletzungen im Alter zwischen 18 und ca. 65 Jahren.

Wir bieten die folgenden Wohn- und Assistenzleistungen:

- Betreutes Einzelwohnen
- Wohngruppen
- Trainingswohnen für junge Erwachsene
- Wohnen mit Intensivbetreuung

Seit mehr als 40 Jahren unterstützen wir im Ambulant Betreuten Wohnen Menschen mit Behinderung bei der Entwicklung ihrer individuellen Teilhabe-Ziele.



Mittendrin
So wie ich bin.

Ambulant Betreutes Wohnen
der Fürst Donnersmarck-Stiftung
Aufnahmemanagement
Babelsberger Str. 41
10715 Berlin-Ilmersdorf

Tel.: 0172 - 303 474 9
E-Mail: aufnahme.ab@fdst.de

www.fdst.de/abw

Leben selbstbestimmt



FÜRST DONNERSMARCK-STIFTUNG



V.l.n.r.: Gräfin Anna von Henckel Donnersmarck, Dr. Dominik Erdmann, Prof. Dr. Maja Kevdzija, PD. Dr. Christian Dohle, Beauftragter der Bundesregierung für die Belange von Menschen mit Behinderung Jürgen Dusel, Leopold von Bredow, Dr. Katharina Rhese, Annelie Baer

Wo Fortschritt in der Rehabilitation Alltag ist

Zehn Jahre P.A.N. Zentrum

Am 11. Juli 2025 verwandelte sich das P.A.N. Zentrum in einen Ort der Begegnung, des Austauschs und des Feierns. Der Anlass: Zehn Jahre nach der Eröffnung feierten Mitarbeitende, Rehabilitandinnen und Rehabilitanden, Angehörige und zahlreiche Gäste den runden Geburtstag mit einem Fachtag und einem Sommerfest

Vor zehn Jahren öffnete das P.A.N. Zentrum der Fürst Donnersmarck-Stiftung seine Türen. Was damals als eine zukunftsgerichtete Weiterentwicklung des traditionsreichen Fürst Donnersmarck-Hauses startete, ist heute gelebter Alltag: ein Ort, an dem Therapie, Wohnen und Pädagogik für Menschen mit erworbenen Hirnschädigungen unter einem Dach vereint sind. Der barrierefreie Neubau, der aus dem Fürst Donnersmarck-Haus hervorgegangen ist, setzt bis heute Maßstäbe in der neurologischen Rehabilitation.

Fachlicher Austausch und prominente Gäste

Im Rahmen des Fachtags „Raum und Rehabilitation“ beleuchteten Expertinnen und Experten aus Medizin,

Architektur und Sozialpolitik die Bedeutung von Raumgestaltung für den Rehabilitationserfolg.

In seiner Begrüßung betonte Leopold von Bredow, Geschäftsführer der Fürst Donnersmarck-Stiftung, die Einzigartigkeit des Konzeptes: „Was wir heute sehen, ist ein Therapie- und Wohnangebot, das sowohl funktional als auch architektonisch neue Maßstäbe gesetzt hat. Bis heute ist unser Konzept in der Eingliederungshilfe einzigartig.“

Im Anschluss richtete Dr. Catharina Rhese von der Senatsverwaltung für Arbeit, Soziales, Gleichstellung, Integration, Vielfalt und Antidiskriminierung ein Grußwort an die Anwesenden und betonte die Wichtigkeit dieses Angebotes der neurologischen Langzeitrehabilitation für Berlin.

Jürgen Dusel, Beauftragter der Bundesregierung für die Belange von Menschen mit Behinderungen, betonte in seinem Vortrag die Bedeutung von Barrierefreiheit als demokratisches Prinzip und erklärte den barrierefreien Zugang zur Medizin zum Ziel für seine gerade begonnene

Arbeitszeit. Die hausärztliche sowie ambulante Versorgung durch Fachärztinnen und Fachärzte müsse auch für Menschen mit Behinderung gesichert sein.

In Fachvorträgen erläuterte Prof. Dr. Maja Kevdzija von der TU Wien den neurorehabilitativen Ansatz und Dr. Dominik Erdmann, wie die Langzeit-Rehabilitation überhaupt nach Frohnau gekommen ist.

„Das P.A.N. Zentrum steht seit zehn Jahren für exzellente Versorgung und Innovation auf dem Gebiet der Neurorehabilitation“, fasste PD Dr. med. Christian Dohle, Leitender Arzt des P.A.N. Zentrums, die 10 Jahre zusammen. Die enge Verzahnung von Praxis und Forschung, so Dohle weiter, ermögliche es, neueste wissenschaftliche Erkenntnisse direkt in die Behandlung einfließen zu lassen.

Sommerfest mit Tradition und Herz

Nach dem fachlichen Austausch wurde gefeiert: Das Sommerfest bot allen Gästen die Gelegenheit, miteinander ins Gespräch zu kommen, Erinnerungen auszutauschen und neue Kontakte zu knüpfen. Ein Höhepunkt war der beliebte Frohnauer Stundenlauf, der längst zum festen Bestandteil des Festes geworden ist und auch in diesem Jahr wieder für Begeisterung sorgte.

Das P.A.N. Zentrum blickt auf eine Dekade voller Innovationen, Herausforderungen und gemeinsamer Erfolge zurück. Hier ist es gelungen, Menschen mit erworbenen Schädigungen des Nervensystems neue Chancen auf Selbstbestimmung und Teilhabe zu eröffnen – an einem Ort, an dem Fortschritt und Menschlichkeit Hand in Hand gehen.

Ursula Rebenstorf



Im Anschluss an den Fachtag startete das Jubiläumssommerfest im P.A.N. Zentrum

Das Leben neu leben lernen.

Das P.A.N. Zentrum bietet Menschen mit erworbenen Schädigungen des zentralen Nervensystems die besten Bedingungen für ihren Weg zurück in den Alltag.

Ein interdisziplinäres Team von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus den Bereichen Neurologie, Neuro-Psychologie, Neuro-Pädagogik und Therapie stärken die Eigenverantwortung der Rehabilitanden und unterstützen sie gemeinsam das Reha-Potenzial aus.

P.A.N. ZENTRUM

für Post-Akute Neurorehabilitation

Telefon: 030 406 06-0
 aufnahme@an.en.um.de
 www.an.en.um.de
 Wildkanalweg 28
 13465 Berlin



FÜRST DONNERSMARCK-STIFTUNG

Geschichte erleben, Inklusion entdecken

Das Stiftungsarchiv der Fürst Donnersmarck-Stiftung

Wer sich für die Geschichte der Inklusion und die Entwicklung der Fürst Donnersmarck-Stiftung interessiert, ist im Stiftungsarchiv genau richtig. Das Archiv steht allen offen, die mehr über die vielfältigen Aktivitäten und die bewegte Vergangenheit der Stiftung erfahren möchten. Ob mit Unterstützung des Archivars Dr. Dominik Erdmann oder auf eigene Faust – Besucherinnen und Besucher können hier auf eine spannende Zeitreise gehen.

Das Stiftungsarchiv dokumentiert die Entwicklung der Stiftung seit ihrer Gründung im Jahr 1916. Es bietet einen umfassenden Einblick in die verschiedenen Arbeitsbereiche: von der Verwaltung über die Villa Donnersmarck in Zehlendorf, das Sozialtherapeutische Zentrum „blisse 14“ und das Fürst Donnersmarck-Haus in Frohnau bis hin zu den heutigen Bereichen Rehabilitation, Touristik, Freizeit, Bildung, Beratung. Auch Publikationen, externes Engagement und Beteiligungen sind Teil des Bestands.

Im historischen Archiv werden Verwaltungsschriftgut, Akten von Bewohnerinnen und Bewohnern sowie zahl-

reiche weitere Dokumente aufbewahrt. Soweit es die gesetzlichen Bestimmungen erlauben, sind diese Unterlagen öffentlich zugänglich. Teile des Altbestandes sind sogar digital in der Deutschen Digitalen Bibliothek verfügbar. Ergänzt wird der Bestand durch Handakten von Kuratoriumsmitgliedern, Marketingmaterialien, historische Baupläne, Fotografien, Film- und Audioaufnahmen sowie die vollständige Sammlung der Zeitschrift „WIR“ seit 1954.

Durch Workshops in die eigene Vergangenheit

Ein besonderes Angebot: Menschen, die sich für die Geschichte der Stiftung oder das Thema Inklusion interessieren, können Zugang zu dem Archiv bekommen. Archivar Dr. Dominik Erdmann bereitet für Einzel- oder Gruppenbesuche individuelle Einblicke und thematische Schwerpunkte vor, sodass jeder Besuch ein einzigartiges Erlebnis wird. So fand beispielsweise im Rahmen der Berliner Stiftungswoche der Archivworkshop „... Inklusion und Recht und Freiheit“ statt. Besuchende

hatten die Gelegenheit, ausgewählte Dokumente und Exponate aus der Geschichte der Stiftung kennenzulernen. Auch die Entwicklung von Inklusion bis heute nachzuzeichnen, ist hier möglich. Dr. Erdmann ermutigt auch Menschen mit Behinderung, die eigene biografische Geschichte mitzubringen und somit ein aktiver Teil des Archivs zu werden. Solche Veranstaltungen zeigen, wie lebendig und zugänglich Geschichte sein kann und wie wichtig es ist, dieses Wissen bewahren und weiterzugeben.



Im Archiv lagern zahlreiche Dokumente, Fotos und Gegenstände aus über 100 Jahre Stiftungsgeschichte. Interessierte Besucherinnen und Besucher können sich gerne unter d.erdmann@fdst.de bei Dr. Dominik Erdmann melden.

Das Stiftungsarchiv befindet sich in der Mainzer Straße in Berlin-Wilmersdorf und lädt alle Interessierten herzlich ein, die Geschichte der Stiftung und die Entwicklung der Inklusion hautnah zu erleben. Ob für Forschungszwecke, persönliche Neugier oder als Inspiration für die eigene Arbeit – das Archiv ist ein Ort des Austauschs, der Begegnung und des gemeinsamen Erinnerns.

Wer Interesse an einem Besuch hat, kann sich jederzeit unter folgender Mailadresse an Dr. Dominik Erdmann wenden: d.erdmann@fdst.de. Das Team freut sich darauf, neue Perspektiven auf das Thema Inklusion zu eröffnen.

Victoria Wenig

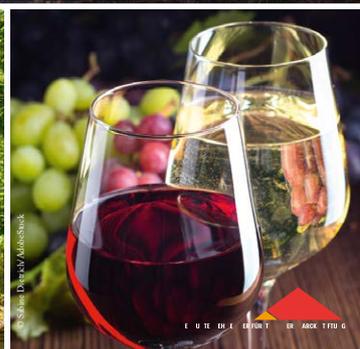
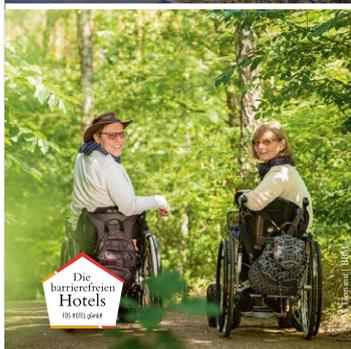
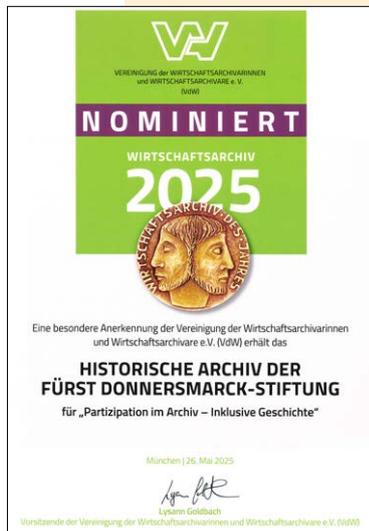
NOMINIERUNG DES HISTORISCHEN ARCHIVS DER FÜRST DONNERSMARCK-STIFTUNG ZUM „WIRTSCHAFTSARCHIV DES JAHRES 2025“

Das 1991 gegründete Archiv der Fürst Donnersmarck-Stiftung (FDST) in Berlin hat sich über die Jahre zu einem Vorbild für zeitgemäße und innovative Archivarbeit entwickelt.

Unsere Arbeit umfasst klassische Archivaufgaben wie die Bewahrung und Erschließung von Dokumenten, die Auskunft über die Entstehung und das Wirken der Stiftung geben. Zudem sind wir bestrebt, die Dokumente und die mit ihnen verbundenen Geschichten möglichst inklusiv und partizipativ zu erschließen und zugänglich zu machen. Hierzu bietet das Archiv inklusive Workshops an, interviewt Klientinnen und Klienten sowie Mitarbeitende. Damit erprobt es neue Wege der Quellenerschließung, die durch die Idee der Citizen Science inspiriert sind. Das Archiv steht allen Interessierten offen, die ihre eigene Geschichte mit einer eigenen Schwerpunktsetzung erzählen möchten.

Diese innovative Herangehensweise, die unterrepräsentierte Gruppen wie Menschen mit Behinderung fördert, nahm die Vereinigung Deutscher Wirtschaftsarchivarinnen und Wirtschaftsarchivare (VdW) zum Anlass, das Archiv

der FDST für den Preis „Wirtschaftsarchiv des Jahres 2025“ zu nominieren. Die Jury würdigt insbesondere die Bedeutung der Initiative, das Bewusstsein für die Vielfalt gesellschaftlicher Gruppen im Unternehmenskontext zu schärfen, die Archivarbeit transparenter und inklusiver zu gestalten und damit einen nachhaltigen Beitrag zur gesellschaftlichen Teilhabe und zur Disability History zu leisten. *Dr. Dominik Erdmann*



Bad Bevenser FeinschmeckerURLAUB

Reisezeitraum: ganzjährig

Herzlich Willkommen im Heidehotel Bad Bevensen. Lassen Sie sich von unserem Küchenteam kulinarisch verwöhnen, genießen Sie unsere frische und regionale Küche und erleben Sie spannende Tage in unserer kleinen Kurstadt.

- 4 Übernachtungen
- inklusive reichhaltigem Frühstücksbuffet
- täglich Abendbuffet mit einem Glas Wein oder Softdrink
- kostenlose Nutzung des Vital Zentrums mit Sauna und Dampfbad
- kostenloser Parkplatz

Pro Person
ab **329,-***
Euro im
Zweibettzimmer

* Preis für Sparsaison. Nebensaison: 379,- Euro, Hauptsaison: 399,- Euro. Zzgl. Kurtaxe.

Heidehotel Bad Bevensen der FDS Hotel gmbH
Alter Mühlenweg 7, 29549 Bad Bevensen
Telefon: 05821 959 111, E-Mail: info@heidehotel-bad-bevensen.de
www.heidehotel-bad-bevensen.de

Wer ist mein Wir?

Was Zugehörigkeit für uns bedeutet

Wer ist mein Wir? Diese Frage begleitet uns ein Leben lang – manchmal ganz leise, manchmal mit voller Wucht. Sie taucht auf, wenn wir uns geborgen fühlen, aber auch, wenn wir uns fremd oder ausgeschlossen erleben. Zugehörigkeit ist kein festes Versprechen, sondern ein Gefühl, das sich wandelt: mal selbstverständlich, mal brüchig, mal überraschend neu.

Gemeinsam durch Höhen und Tiefen – und manchmal bis zum Altar

In diesem Magazin erzählen Menschen, was Zugehörigkeit für sie bedeutet – und wie unterschiedlich sie erlebt werden kann. Tizia und Marc etwa berichten, wie ihre Beziehung nach einem Unfall neue Wege gefunden hat. Ihre Hochzeit steht für ein neues Kapitel, das sie gemeinsam und selbstbestimmt gestalten.

Auch Mariam Kurth und Henning Schimke teilen ihre Geschichte: Nach einer schweren Erkrankung mussten sie als Paar vieles neu aushandeln. Ihr gemeinsames Buchprojekt ist Ausdruck davon, dass Zugehörigkeit auch in schwierigen Zeiten wachsen kann – manchmal sogar stärker als zuvor.

Vielfalt der Zugehörigkeit

Zugehörigkeit zeigt sich nicht nur in Partnerschaften. Felicitas Kupper ist seit Jahren Teil einer Kirchengemeinde, arbeitet dort mit großer Freude und übernimmt Verantwortung. Unterstützt wird sie dabei von Sandra Mrotzek, die als Begleiterin und Freundin an ihrer Seite steht.

WIR-Redakteurin Kirsten Heil findet Zugehörigkeit in der Rollstuhl-Tanzgruppe „Wheels on Motion“. Hier tanzen Menschen mit und ohne Behinderung gemeinsam, erleben Freude, Gemeinschaft und gegenseitige Unterstützung. Für Kirsten ist es das Gefühl, Teil einer Gruppe zu sein, was sie immer wieder motiviert.



Zugehörigkeit kann auch bedeuten, für andere da zu sein – wie bei den Gedenkgottesdiensten für Menschen ohne Angehörige, die behördenamtlich bestattet werden. Oder sich für mehr Teilhabe und gegen Einsamkeit einzusetzen, wie es Katharina Schulz als erste Einsamkeitsbeauftragte auf kommunaler Ebene in Deutschland tut.

Doch Zugehörigkeit ist nicht immer einfach. Marietta Blum spricht offen über die Herausforderungen als pflegende Angehörige – über Momente der Überforderung, aber auch über die Kraft, die aus Selbsthilfe und ehrlichem Austausch



mit sich selbst entstehen kann. Und wenn das Leben doch einmal aus dem Gleichgewicht gerät, geben Beratungs- und Unterstützungsangebote Orientierung. Daher finden Sie auf den Seiten ? einen Serviceteil, den wir auch in unserem Stiftungsblog mittendrin.de fortführen.

Zugehörigkeit gestalten – gemeinsam, vielfältig, selbstbestimmt

Zugehörigkeit kann Halt geben, sie kann sich verändern oder auch verloren gehen. Die Menschen, die in diesem

Magazin zu Wort kommen, bewerten nicht, sie erzählen. Sie machen Mut, die eigene Geschichte von Zugehörigkeit zu hinterfragen und neue Facetten zu entdecken. Wer ist mein Wir? Und was bedeutet Zugehörigkeit für mich? Wir laden Sie ein, unterschiedliche Antworten kennen zu lernen.

Ursula Rebenstorf

Zugehörigkeit

Die Kunst der Beziehungspflege



Was bedeutet es, einem Menschen zugehörig zu sein, wenn das Leben plötzlich eine dramatische Wendung nimmt? WIR-Redakteurin Tizia und ihr Mann Marc haben genau das erlebt und erzählen ihre Geschichte über Vertrauen, Zuversicht und das Setzen von Grenzen, um ihre Beziehung zu stärken.

Seit 2018 sind Tizia und Marc ein Paar und Herbst 2021 zogen die beiden nach Berlin um. Kurz danach erlitt Tizia durch einen Unfall folgenschwere Verletzungen. Doch trotz all der Veränderung bleibt die starke Beziehung der beiden standhaft.

Glück im Unglück

Einen Monat lag Tizia im künstlichen Koma, sodass lange ungewiss war, ob sie es schaffen wird und wie die gemeinsame Zukunft aussehen würde. Das schwere Schädelhirntrauma hinterließ körperliche Beeinträchtigungen, beeinflusste den Verstand und das Gedächtnis jedoch nicht.

„Ich habe mich sehr gefreut, als klar wurde, dass Tizias Charakter sich nicht verändert hat und sie ihre Erinnerungen behalten hat“, so Marc. Entgegen der Einschätzung vieler Ärztinnen und Ärzte schaffte Tizia wichtige Schritte: Sie konnte wieder eigenständig essen, begann zu sprechen und trainierte täglich ihre Motorik. Dabei half ihr neben der eigenen Motivation und Disziplin, dass Familie, viele Freundinnen und Freunde und der Partner sie unterstützten und häufig im Krankenhaus zu Besuch waren. Da Marc flexibel im Home-Office arbeitete, konnte er abends häufig direkt zum Krankenhaus kommen. „Ich empfand es nicht als zu schwer oder belastend“, sagt er. „Und ich bekam von meinem Arbeitgeber viel Verständnis und Unterstützung.“

Eine Therapeutin riet ihnen, klare Grenzen zu setzen. „Pflege war Tizias Grenze, die sie gesetzt hat“, erklärt Marc. Sie wollte nicht, dass ihr Partner die Rolle des Pflegers übernimmt. „Natürlich habe ich im Koma das Pflegepersonal gebraucht. Aber mir war es sehr wichtig, wieder selbstständig zu werden und für mich zu sorgen.“

» **Für mich bedeutet Zugehörigkeit vor allem Vertrauen und zueinander stehen selbst in schweren Situationen.** «

Tizia

betont Tizia. „Ich wollte erst dann wieder zusammen in eine Wohnung ziehen, wenn ich dies alleine bewältigen kann.“ Diese Ziele erreichte sie, indem sie schon in der Akutreha im Krankenhaus bspw. ihre Wäsche übernahm und sich anschließend für eine Langzeit-Reha im P.A.N. Zentrum entschied. Durch eine Wohnung in der Nähe und ein für Tizia angepasstes Rad konnten sie hierbei jedes Wochenende zusammen Zuhause verbringen.

Ein unerwarteter Heiratsantrag

Nach Monaten mit Luftröhrenschnitt und Kanüle sowie einer Lähmung aller Extremitäten, konnte Tizia zunächst nur über Blinzeln und dann über eine Buchstabentafel kommunizieren. Sie trainierte erst Schlucken und anschließend Sprechen. Am Valentinstag überraschte sie Marc mit der Frage aller Fragen: „Ich wollte eigentlich Danke

sagen, fragte aber, ob er mein Mann werden möchte.“ Für Marc war die Verlobung ein öffentliches Bekenntnis zu etwas, das für beide schon lange klar war. „Schon früh nach dem Unfall habe ich gemerkt, dass Tizia immer noch dieselbe Frau ist, in die ich mich verliebt habe. Trotz dieser schlimmen Erfahrung war

sie immer noch so motiviert, liebevoll und darauf bedacht, sich für andere einzusetzen.“

Die Hochzeit gab Tizia zusätzliche Motivation, in der Logopädie für eine Rede vor allen Gästen zu üben und das Laufen wieder zu erlernen. „Ich wollte unbedingt mit dem Gehstock von meinem Vater in das Standesamt begleitet werden, nicht mit dem Rollstuhl“, erzählt sie stolz. Ob Einladungen und Dankeskarten designen, Standesamt raussuchen oder DJ-Auswahl: Vieles konnte online erledigt werden, sodass Tizia aus der Reha heraus den großen Tag mitorganisierte.

Gegenseitige Unterstützung

Immer neue Energie und einen Ausgleich zum Rehabilitationsalltag gewann sie durch gemeinsame Ausflüge zu Events in Berlin, quer durch Deutschland und ins Ausland. Die zahlreichen Veranstaltungen online und in Präsenz, ▶



Tizia und Marc bei ihrer Hochzeit



Gemeinsame Ausflüge mit dem Fahrrad in die Natur machen die beiden regelmäßig.

- ▶ halfen Tizia teilzuhaben, sich weiterzubilden und das Masterstudium wieder aufzunehmen.

Es ist entscheidend, dass für beide das Leben weitergeht. Tizia übernahm während der Reha wieder Ehrenämter. Ebenso interessierte sie sich für Marcs Alltag und Themen außerhalb der Reha. Als willkommene Abwechslung hatte sie auch gern offenes Ohr für das Personal sowie für Freundinnen und Freunde. „Mir war es wichtig, dass er in der neuen Stadt Anschluss findet“, sagt Tizia. So trat Marc in einen Sportverein ein. Ihm habe vor allem der sportliche Ausgleich gutgetan.

Es fällt Angehörigen manchmal schwer loszulassen, nachdem sie durch einen Unfall wieder viel für z.B. das eigene Kind zu tun haben. Anfangs ist Tizias Mutter als Betreuerin eingesprungen, um offizielle Dokumente und Unterschriften zu übernehmen. „Gerade in der Anfangszeit haben die Familien uns viel Organisatorisches abgenommen, die Beantragung des Schwerbehindertenausweises zum Beispiel“, erzählt Marc. Die Eltern merkten aber schnell, dass Tizia wieder unabhängig sein möchte und haben dies respektiert sowie die Betreuung auslaufen lassen. „Für mich war es bedeutend, dass mein Ehemann mich immer als ebenbürtig behandelt und ich eigene Entscheidungen treffen konnte“, ergänzt sie.

Auch im Alltag nach der Reha sind die beiden immer zusammen auf der Suche nach Lösungen. Nach der Reha

zogen beide in eine neue Wohnung und organisierten ihren Alltag selbstständig. So lassen sie häufiger den Einkauf liefern und Tizia engagiert regelmäßig eine Reinigungskraft, um die anfallenden Tätigkeiten im Haushalt zu verteilen.

Gemeinsame Stärke wird kommuniziert

Tizia und Marc mussten sich oftmals mit den Aussagen ihres Umfelds auseinandersetzen. „Manche stellen sie als Opfer dar und mich als Retter und übersehen dabei, dass die großen Herausforderungen von Tizia und nicht von mir überwunden werden“, sagt Marc. Beide betonen, dass ihre Beziehung auf gegenseitiger Unterstützung basiert. Tizia belächelt es ebenfalls: „Wie an dem Antrag zu erkennen: Marc war schon von Anfang an mein Held, aber er ist nicht mein Retter.“ In einer Selbsthilfegruppe vor Ort und Aktivitäten der Hannelore-Kohl-Stiftung für Menschen mit Schädel-Hirn-Trauma fanden sie Zuspruch. „Angehörige werden immer einbezogen. Ursprünglich war es also als Austausch für ihn gedacht. Wir haben dort für das Einstehen für den anderen viel Anerkennung als Paar bekommen“, erzählt Tizia.

„Häufig ist es passiert, dass fremde Menschen eher mit mir sprechen als mit Tizia“, berichtet Marc. „Ich habe mich zurückgehalten oder die Frage weitergegeben, damit die Leute gleich sie ansprechen.“ Tizia ergänzt: „Es war ermüdend, darauf hinzuweisen, dass sie mich selber fragen können. Die vielen Hürden in der Gesellschaft machen eine offiziell anerkannte Begleitperson notwendig. Allerdings bedeutet ein Rollstuhl oder eine Gehhilfe nicht,

dass keine Sprache vorhanden ist oder körperliche sowie sprachliche Beeinträchtigung ist nicht gleichzusetzen mit geistiger. Ich empfehle bei Unsicherheit auf jeden Fall die direkt betroffene Person zu fragen.“

Tizia und Marc haben durch ihre Erfahrungen gelernt, dass Partnerschaft gegenseitige Unterstützung in schweren Zeiten bedeuten kann und ebenso erfordert, die

individuellen Bedürfnisse und Grenzen des anderen zu respektieren. Beide meinen: „Es ging darum, ein Gleichgewicht zu finden, das für uns beide funktioniert. Wir haben gelernt, dass es in Ordnung ist, Hilfe zu suchen und anzunehmen, aber auch, dass wir unsere eigenen Wege finden müssen, um mit den Herausforderungen umzugehen.“

» **Zugehörigkeit bedeutet für mich auch, dass man sich aufeinander verlassen kann, den Kontakt hält und sich gegenseitig unterstützt. Es heißt ebenfalls, dass es Verpflichtungen gibt, die meist unausgesprochen bleiben.** «

Marc

Ursula Rebenstorf,
Tizia und Marc

Wenn das Leben plötzlich anders ist

Herausforderungen und Wege für Angehörige

WIR-Redakteurin Petra Schröter sprach mit der leitenden Psychologin des P.A.N. Zentrums, Ute Lenk, über Herausforderungen, mit denen Angehörige von plötzlich schwer erkrankten Menschen konfrontiert sind, und was ihnen helfen kann, diese zu bewältigen.

Vor welchen Herausforderungen stehen die Angehörigen von plötzlich schwer erkrankten Menschen?

Ich finde es toll, dass Sie sich diesem Thema widmen, denn Angehörige spielen eine besondere Rolle, wenn das Leben durch eine schwere Erkrankung radikal verändert wird. Sie sind genauso überrascht wie die Betroffenen selbst und müssen die neue Situation erst einmal verstehen. Meist sind sie medizinische Laien, müssen Informationen einholen und verstehen, was im Krankenhaus passiert. Das ist oft verstörend. Gleichzeitig müssen sie andere Angehörige informieren und formelle Dinge

klären, etwa auf der Arbeit Bescheid geben, obwohl sie selbst noch nicht alles verstanden haben. Das ist eine enorme emotionale Belastung. Angehörige wollen den Betroffenen im Krankenhaus nicht alleine lassen, es ist viel zu tun, aber der Alltag läuft weiter.

Alltag, Bürokratie und emotionale Belastung

Das ist ein ganz schöner Spagat, den man da hinkriegen muss.

Genau. In der Akutphase ist das besonders herausfordernd. Bleiben die Erkrankung oder Behinderung längerfristig, kommen neue Herausforderungen hinzu. Es hängt sehr von der Rolle ab, die die erkrankte Person hatte. Wenn zum Beispiel die Mutter erkrankt und kleine Kinder da sind, muss das ganze Familienleben neu organisiert werden. ▶



Ute Lenk: „Das Wichtigste, was Angehörige plötzlich brauchen, ist Zeit, um selbst die neue Situation einordnen zu können und ganz praktisch Dinge zu regeln.“



Petra Schröter: „Nach meiner Erkrankung mussten meine Freunde den Verlust meiner alten Persönlichkeit verkraften. Das war mir erst nicht bewusst.“

- ▶ **Angehörige sind für mich nicht nur die, die auf dem Papier stehen, sondern auch die, die wichtig sind in meinem Leben.**

Das sehe ich genauso.

Welche alltäglichen, praktischen oder finanziellen Hürden treten für die Angehörigen häufig auf?

Das Wichtigste, was Angehörige plötzlich brauchen, ist Zeit. Unser Alltag ist oft durchgetaktet, und plötzlich müssen viele Dinge sofort geklärt werden: Wie lange bleibt der Angehörige im Krankenhaus? Wie geht es weiter? Wer kümmert sich? Wird eine Unterbringung oder Betreuung benötigt? Wo müssen Anträge gestellt werden? Und wie halte ich den Kontakt zum schwerkranken Angehörigen? Das kostet viel Zeit und Kraft. Finanziell kann es schwierig werden, wenn z. B. der Hauptverdiener erkrankt. Krankengeld und Absicherung gibt es, aber der gewohnte Lebensstandard ist oft nicht zu halten. Manchmal muss die Wohnung angepasst werden.

Eine gute Basis erleichtert Kommunikation

Wie verändert sich die Kommunikation zwischen den Familienmitgliedern?

Die Rollen verändern sich. Wer im Krankenhaus liegt, ist in seiner Selbstbestimmung eingeschränkt und muss sich auf andere verlassen. Das ist ungewohnt und führt gelegentlich zu Missverständnissen und Auseinandersetzungen. Bei Erkrankungen mit Sprachstörungen, wie Aphasie, wird der Austausch noch schwieriger und Bedürfnisse des Betroffenen sind schwerer zu erkennen.

Man ist auf Empathie angewiesen, möchte Freundlichkeit und Verständnis erwarten.

Das braucht man dringend. Die Angehörigen bringen Wohlwollen mit, wenn die Beziehung grundsätzlich gut ist, sind aber auch belastet – da knirscht es manchmal.

Es gibt auch Erkrankungen mit kognitiven Einschränkungen, die das Erfassen der Situation erschweren.

Ja, das ist eine besondere Herausforderung. Man muss viel erklären, Geduld haben und Zusammenhänge immer wieder darstellen. Ist das Verhältnis gut, gelingt das leichter. Bei vorbelasteten Beziehungen wird es schwieriger.

Können Sie noch genauer ausführen, was bei den Angehörigen emotional passiert?

Angehörige sind in einer Ausnahmesituation zwischen Angst und Hoffnung. Sie wollen unterstützen, stellen

eigene Bedürfnisse zurück und geraten dabei an ihre Grenzen. Eine dauerhafte Überforderung ist gefährlich für die eigene Gesundheit. Es ist wichtig, auf sich selbst zu achten, sonst kann man irgendwann nicht mehr helfen.

Hilfe annehmen und Aufgaben teilen

Es gibt vielleicht einen breiten Kreis an Schultern, auf die man Aufgaben verteilen kann.

Das ist wichtig. Die eigene Belastung zu erkennen und Aufgaben zu verteilen, ist entscheidend. Viele wollen zunächst alles selbst machen, aber irgendwann stößt man an Grenzen. Es ist notwendig, um Hilfe zu bitten und professionelle Unterstützung zu nutzen, etwa Pflegedienste. Gerade wenn ein Familienmitglied die gesetzliche Betreuung übernimmt, kann das sehr belastend werden. Manchmal ist es sinnvoll, die Betreuung abzugeben, um wieder mehr Raum für persönliche Bedürfnisse zu haben. Angehörige sind für uns auch wichtige Informationsquellen, um die Therapie individuell abzustimmen und einen Bezug zur Biografie des Betroffenen herzustellen.

Welche Empfehlungen können wir Angehörigen geben, um auf unvorbereitete Situationen vorbereitet zu sein?

Das Wichtigste ist, frühzeitig miteinander zu sprechen, solange alle gesund sind. Offen klären, was im Ernstfall gewünscht ist, und wer Entscheidungen treffen soll. Eine Vorsorgevollmacht oder Patientenverfügung helfen, den Angehörigen Druck zu nehmen. Aber das Gespräch bleibt das Wichtigste.

Woran erkennt man, wann es besser ist, zu unterstützen, und wann man sich zurückhalten sollte?"

Das ist oft eine Gratwanderung. Wenn jemand nicht mehr selbst entscheiden kann, muss durch eine andere Person entschieden werden. Schwieriger wird es, wenn der Betroffene nicht einverstanden ist. Dann muss man gemeinsam abwägen und begleiten, statt zu zwingen. Manchmal bleibt Angehörigen nur, gemeinsam auszuhalten und schwierige Entscheidungen zu akzeptieren.

Austausch und Selbsthilfe als Ressource

Betroffene untereinander sind eine wertvolle Ressource.

Ja, wie in Selbsthilfegruppen. Der Austausch ist wichtig, auch für Angehörige. Es gibt Selbsthilfegruppen für Angehörige, was ich sehr wichtig finde.

Nach meiner Erkrankung mussten meine Freunde auch den Verlust meiner alten Persönlichkeit verkraften. Das war mir erst nicht bewusst.

Sie wurden als vertraute Freundin vermisst. Wenn man schwer erkrankt, ist der Radius sehr eng. Man versucht zu überleben und sich neu zu orientieren. Der Blick für andere kommt erst später wieder.

Es war gut, dass meine Freunde mir gespiegelt haben, dass auch sie eine Freundin verloren haben.

Die Kunst ist, den Horizont wieder zu erweitern. Wenn das gelingt, ist das etwas Tolles – mehr Verständnis füreinander entsteht.

Vielen Dank für das interessante und hilfreiche Gespräch!



ÜBER DAS P.A.N. ZENTRUM UND UTE LENK

Ute Lenk ist seit 2009 leitende Psychologin im P.A.N. Zentrum für Post-Akute Neurorehabilitation. Gemeinsam mit vier Kolleginnen unterstützt sie Rehabilitandinnen und Rehabilitanden bei der Bewältigung ihrer Erkrankung und der Entwicklung neuer Zukunftsperspektiven durch psychotherapeutische Angebote und im Bereich der Neuropsychologie. Das Team beschäftigt sich auch mit allen Themen rund um kognitive Leistungen: von der Wahrnehmung über Konzentration und Aufmerksamkeit bis hin zu Gedächtnis, exekutiven Funktionen, räumlichen Fähigkeiten und psychophysischer Belastbarkeit. Rehabilitandinnen und Rehabilitanden können gemeinsam mit ihren Angehörigen Unterstützung erhalten.

*Interview: Petra Schröter /
Helga Hofinger*

Und alle Laternen gingen an

Wenn das Leben plötzlich neu beginnt – und die Liebe bleibt

Nach einer schweren Gehirnblutung und mit der Diagnose Aphasie stehen Mariam Kurth und Henning Schimke vor einer völlig neuen Realität. Doch statt zu verzweifeln, suchen sie gemeinsam nach neuen Wegen zueinander, entdecken von neuem ihre Beziehung, ihre Kreativität und das Gefühl von Zugehörigkeit – zu sich selbst, zueinander und zu Menschen, die ähnliche Erfahrungen machen. In ihrem Buch erzählen sie von Verlust, Hoffnung und der Kraft, sich als Paar immer wieder neu zu erfinden.

Sprache zu arbeiten, mit Worten zu spielen, Menschen zu berühren. Mariam Kurth ebenfalls SchauspielerIn, Sprecherin und Autorin, drehte Filme, schrieb Texte, stand selbst auf der Bühne. Seit über zwanzig Jahren sind sie ein Paar, haben sich immer wieder neu gefunden, trotz voller Terminkalender und oft nicht in derselben Stadt. „Wir haben immer versucht, Zeit füreinander zu finden“, sagt Mariam Kurth. „Aber wir hätten nie gedacht, dass wir einmal so viel Zeit miteinander verbringen würden – und dass wir, die es gewohnt waren, viel und oft mit-



Henning Schimke und Mariam Kurth auf ihrem grünen Küchensofa in ihrer Kreuzberger Wohnung

Ein Küchentisch in Kreuzberg

Die Sonne fällt durch das Fenster, auf dem Tisch stehen Wasser und Tee, daneben ein Laptop und Aufnahmegerät. Hier, in ihrer kleinen, gemütlichen Küche in Berlin-Kreuzberg, erzählen Mariam Kurth und Henning Schimke von ihrem Leben – und davon, wie alles anders wurde. Früher standen sie auf Bühnen oder vor der Kamera, lebten ihre Ehe zwischen Proben, Premieren und langen Fahrten zu Bühnen und Drehsets quer durch Deutschland. Heute ist ihr Alltag geprägt von Therapien, Formularen und der Suche nach neuen Wegen zueinander und zurück zu der Kunst.

Henning Schimke, Theater- und Filmschauspieler, Hörspielsprecher und Psychotherapeut, war es gewohnt, mit

einander zu sprechen, neue Wege finden mussten, uns zu verstehen.“

Der Tag, an dem alles anders wurde

Vor vier Jahren veränderte sich ihr Leben schlagartig. Henning Schimke erlitt eine schwere Gehirnblutung, lag wochenlang im Koma. „Ich kann mich an die ersten Wochen gar nicht erinnern“, sagt er leise. Als er wieder aufwachte, war nichts mehr wie zuvor. Er hat seitdem eine Halbseitenlähmung, die die Bewegung, den linken Arm sowie das Gehen einschränkt. Dazu lebt er mit Aphasie – einer Sprachstörung, die das Sprechen, Verstehen und Schreiben erschwert. „Mein Leben war genauso zersprengt wie das meines Mannes“, sagt Mariam Kurth. „Aber wir wollten uns nicht zum Opfer machen. Wir woll-

ten unsere Geschichte erzählen – für uns, aber auch für andere.“

Schon in der Reha entstand die Idee, das Erlebte aufzuschreiben. „Wir sind beide kreative Menschen, so lag es nahe, mit Hilfe eines gemeinsamen Buches zu verarbeiten, was uns passiert ist“, erzählt Mariam Kurth. „Irgendwann kam ich auf die Idee, unsere Geschichte zu schreiben. Was passiert ist, wie wir damit umgehen. Ich habe Henning davon erzählt, und er hat sofort ja gesagt – auch wenn er damals noch kaum sprechen konnte. Aber es war klar: Es sollte nicht nur meine Sicht sein, sondern auch seine.“

Am Anfang konnte Henning Schimke sich nur wenig mitteilen. „Ich habe alles mitgeschrieben, was Henning sagen konnte.“ Seine Perspektive ist in Interviewform erzählt. So konnte Mariam Kurth Fragen stellen, die ihr Mann auch beantworten konnte. „Ich habe gelernt, wie ich fragen muss, damit er mit seinen Möglichkeiten darauf reagieren kann.“ Die Antworten bestanden anfangs nur aus Ja und Nein oder „unverständlichem Gestammel“, so Henning Schimke. Das Buch, an dem sie noch arbeiten, erzählt ihre Geschichte aus beiden Perspektiven. „Es gibt bisher keine Literatur, in der beide Seiten gleichzeitig zu Wort kommen. Uns war das wichtig.“

Sprache, Wut und Nähe

Die größte Herausforderung war die Kommunikation. „In einer langjährigen Beziehung tauchen immer wieder Konflikte und Missverständnisse auf“, sagt Mariam Kurth. „Aber wenn das Sprechen zeitweilig nicht mehr möglich ist, wird auch das Miteinander schwierig.“ Henning Schimke erinnert sich an die Ohnmacht, wenn er sich nicht verständlich machen konnte: „Manchmal blieb nur der Wutausbruch, um zu zeigen, dass ich falsch verstanden wurde.“ Die Hilflosigkeit, die eigenen Gedanken und Gefühle nicht ausdrücken zu kön-

nen, machte ihn oft wütend. „Außer mit Mariam war es oft unmöglich zu kommunizieren“, sagt er.

Mit der Zeit entwickelten sie Strategien, um Missverständnisse zu klären. „Ich habe eingefordert, dass du mir die Situation so lange erklärst, bis es klar war“, sagt Mariam Kurth zu ihrem Mann. „Das hat uns beide viel Kraft gekostet, aber auch dazu geführt, dass du wieder formulieren konntest – mir und auch anderen gegenüber.“ Die Sprache kam langsam und Henning Schimke ist immer noch auf dem Weg. „Es ist ein ständiges Ringen um Verständnis, um Nähe, um das Gefühl, wirklich gesehen und gehört zu werden.“

Alltag zwischen Therapie und Bürokratie

Ihr Alltag ist heute geprägt von Therapien, Arztterminen und einem Berg an Bürokratie. „Henning ist kaum in der Lage, sein Leben zu organisieren, weil dazu eine enorme Bürokratie gehört, die im Krankheitsfall noch viel größer ist“, sagt Mariam Kurth. „Sprache ist einfach existenziell. Ohne sie ist man aufgeschmissen – nicht nur im Gespräch, sondern auch bei Anträgen, Formularen, Behörden.“ Sie erzählt von endlosen Telefonaten, von Ämtern, die sich gegenseitig die Verantwortung zuschieben, von Beratungen, die selten individuell sind. „Die Beratung läuft immer zugunsten des Systems, nicht der Betroffenen. Jeder sucht die Lücke, wo er am wenigsten zahlen muss. Ein Mensch, der nicht sprechen kann, ist dem hilflos ausgeliefert und braucht jemanden, der für ihn die Stimme erhebt.“

Pflege ist für sie mehr als ein technischer Begriff. „Ich mag das Wort ‚pflegende Angehörige‘ nicht“, sagt Mariam Kurth. „Es geht um viel mehr: um Organisation, um Bürokratie, um emotionale Unterstützung. Und um das Gefühl, gemeinsam durchzuhalten.“ Sie erin-

Leseprobe

„Und alle Laternen gingen an“

© 2025 Mariam Kurth

HENNING SCHIMKE

Henning Schimke, hast du je darüber nachgedacht, ob ich dich verlassen könnte?

„Immer.“

Du hast also oft darüber nachgedacht.

„Ständig.“

Hattest du Angst

„Nein.“

Du hattest keine Angst davor, dass ich dich verlassen könnte.

„Nein, akzeptieren.“

Du würdest das akzeptieren?

„Ja.“

Das ist groß.

„Ja?“

Ja. Nicht körperlich, sondern menschlich groß.

„Das ist normal.“

Nein, das ist groß. Und genauso warst du schon immer. Dass ist einer der Gründe, warum ich dich liebe, warum ich bei dir bleibe, weil ich auch gehen kann.



Leseprobe

„Und alle Laternen gingen an“

© 2025 Mariam Kurth

„Soll ich dich küssen?“ Seine Augen leuchten.
 „Auf den Mund“?
 Er nickt und eine Welle der Liebe schießt in mich ein, durchdringt meinen Körper. So lange habe ich mich nicht getraut, ihn zu küssen. Wollte mich nicht an seinem wehrlosen Körper vergehen, aus Angst, dass es ihm zu viel sein könnte. Er kann sich ja noch nicht äußern. Und jetzt darf, jetzt soll ich ihn küssen. Es ist wie der erste Kuss meines Lebens. Zart und sanft spüre ich seine Lippen auf meinen. Das ist Glück.

- ▶ nert sich an die ersten Wochen nach Henning Schimkes Rückkehr aus der Reha: „Alle sagten, wie toll, dass kein Pflegedienst nötig ist. Aber die Arbeit bleibt – und die Verantwortung auch.“

Gemeinsam stark – und doch eigenständig

Trotz aller Schwierigkeiten haben sie ihre Verbundenheit nie verloren. „Wir sind ein Team“, sagt Mariam Kurth. „Aber es war auch wichtig, dass jeder seinen eigenen Raum behält.“ Henning Schimke übt, immer selbstständiger zu werden, während seine Frau ihre Theaterarbeit fortsetzt. „Es geht darum, dass du wieder ganz autonom wirst“, sagt sie. „Und ich lerne, loszulassen.“ Sie erzählt, wie sie immer mehr Verantwortung abgibt, wie ihr Mann lernt, alleine zu bleiben, kleine Wege selbst zu organisieren. „Es ist ein Prozess, der uns beiden viel abverlangt – aber auch viel gibt.“

In ihrer Beziehung hat sich vieles verändert – und manches ist noch intensiver geworden. „Du bist viel purer geworden in deinen Emotionen“, sagt Mariam Kurth zu ihm. „Manchmal ist das anstrengend, aber oft auch sehr schön. Ich sehe jetzt viel mehr in deinen Augen, wenn du sagst: Ich liebe dich.“ Sie lachen. „Das sagen wir uns jetzt täglich mehrfach. Die Liebe ist noch tiefer geworden.“

Henning Schimke nickt. „Früher habe ich viel geredet, jetzt muss ich mehr zeigen. Manchmal reicht ein Blick, eine Geste. Aber es ist schwer, wenn andere das nicht verstehen.“ Sie erzählen von einer Szene auf dem Fahrradweg: Henning Schimke fährt mit dem E-Rolli auf der falschen Seite, weil die Schlaglöcher auf der richtigen Seite zu tief sind. Ein Radfahrer schimpft, Henning Schimke versucht

zu erklären, warum er dort fährt – aber die Worte kommen zu langsam. Am Ende schreit er, der Radfahrer zeigt ihn an. Die Polizei ruft bei Mariam Kurth an, die Anzeige des Radfahrers wird aber fallen gelassen. „Solche Situationen passieren oft“, sagt Henning Schimke. „Es ist frustrierend, wenn man nicht verstanden wird.“

Selbsthilfe, Therapie und das Teilen von Erfahrungen

Erst spät fanden sie Anschluss an Selbsthilfegruppen. „Das Wichtigste ist das Teilen“, sagt Mariam Kurth. „Zu wissen: Ich bin nicht allein.“ Beide besuchen eigene Gruppen, um ihre Perspektiven zu behalten. „Ich habe andere Themen als Henning, deshalb ist es gut, dass wir getrennte Gruppen haben. Aber wir gehen auch gemeinsam zur Neuropsychologin. Dort können wir Themen ansprechen, die wir allein nicht schaffen würden.“ Sie betont, wie wichtig es ist, dass auch Therapeutinnen und Therapeuten Erfahrung mit Aphasie haben. „Es gibt so wenige, die das können. Wir hatten Glück.“

Das gemeinsame Buchprojekt

Ihr gemeinsames Buchprojekt ist für beide ein Weg, das Erlebte zu verarbeiten – und anderen Mut zu machen. „Wir suchen noch einen Verlag“, sagt Mariam Kurth. „Es soll kein medizinisches Buch werden, sondern eine Geschichte über zwei Menschen, die einen Schicksalsschlag erlebt haben und trotzdem zusammenbleiben.“ Neben ihrer Geschichte wollen sie auch Informationen zu Aphasie und zu Hilfsangeboten geben – verständlich und aus eigener Erfahrung. „Wir wollen zeigen, dass es weitergeht, auch wenn alles anders ist.“



LESUNGEN

23. August 2025, 16.00 Uhr
im Logonetz,
Sigmaringerstr. 8, 10713 Berlin

25. September 2025, 18.00 Uhr,
Bodo Uhse Bibliothek,
Erich-Kurz-Str. 9, 10319 Berlin

7. Oktober 2025, 19.00 Uhr,
Kulturhaus Karlshorst,
Treskowallee 112, 10318 Berlin

30. Oktober 2025, 18.00 Uhr,
Mittelpunktbibliothek
Treptow-Köpenick,
Alter Markt 2, 12555 Berlin

Auch auf dem Fachtag „Sexualität und Behinderung“ Ende 2024 im P.A.N. Zentrum lasen Mariam Kurth und Henning Schimke aus ihrem Manuskript.

Die Lesungen aus dem noch unveröffentlichten Manuskript des Buches sind für beide ein Highlight. Der Zuspruch des Publikums ist enorm. „Da können wir an unsere Tätigkeit als professionelle Sprecherin und Sprecher anknüpfen“, sagt Mariam Kurth. „Es ist eine neue berufliche Perspektive – und eine Möglichkeit, anderen zu zeigen, dass man auch mit Einschränkungen kreativ sein kann.“ Sie hoffen, dass ihr Buch nicht nur Betroffene und Angehörige erreicht, sondern auch ein breiteres Publikum. „Es geht um die Kraft der Liebe, um das Miteinander, um das, was uns als Menschen ausmacht.“

Rollenverteilung und gegenseitige Fürsorge

Im Alltag haben sich die Rollen verschoben – und doch kümmern sich beide umeinander. „Ich kann zwar jetzt nicht die Steuererklärung machen“, sagt Henning Schimke, „aber ich achte darauf, dass Mariam sich nicht übernimmt. Ich sage ihr, wenn sie eine Pause machen soll, wenn es zu viel wird.“ Mariam Kurth nickt. „Starke Menschen brauchen manchmal jemanden, der sagt: Du kannst

jetzt auch mal aufhören, stark zu sein.“ Sie haben gelernt, sich gegenseitig zu stützen – jeder auf seine Weise.

Der Titel ihres Buches ist Programm: „Und alle Laternen gingen an“. Es ist ein Bild für die Hoffnung, die sie trotz aller Rückschläge nicht verloren haben. „Unsere Beziehung ist tiefer geworden“, sagt Mariam Kurth. „Wir haben gelernt, dass Liebe auch ohne viele Worte wachsen kann.“ Sie wünschen sich, dass ihre Geschichte anderen Mut macht – und dass das Thema Aphasie mehr Aufmerksamkeit bekommt. „Es betrifft nicht nur uns, sondern viele Menschen. Und es zeigt, wie wichtig es ist, zusammenzuhalten.“

Am Ende des Gesprächs sitzen sie noch immer am Küchentisch, die Tassen sind leer, die Sonne ist weitergewandert. Beide lächeln sich an. „Wir haben uns neu erfunden – als Paar, als Menschen, als Künstler. Und wir sind noch lange nicht am Ende unseres Weges.“

Ursula Rebenstorf, Kirsten Heil

Allein gelassen

Die stille Krise pflegender Angehöriger

Viele Pflegebedürftige sind auf die Unterstützung ihrer Angehörigen angewiesen – meist übernehmen Partnerinnen und Partner diese Aufgabe und geraten oft in eine Überforderung. Marietta Blum schildert in ihrem Buch „Februarstille“ offen die Herausforderungen, Emotionen und Konflikte pflegender Angehöriger und gibt wertvolle Hinweise aus eigener Erfahrung.

Frau Blum, mit Ihrem Buch „Februarstille“ haben Sie über die Beziehung zu Ihrem Mann geschrieben, der nach einem Schlaganfall von Aphasie betroffen ist. Was bedeutet Zugehörigkeit für Sie?

Zugehörigkeit bedeutet für mich, Teil eines sozialen Gefüges zu sein, das auf gegenseitiger Unterstützung beruht. Aber ich mache auch Unterschiede. Zum Beispiel empfinde ich zu meiner Tochter, die ich alleine großgezogen habe, so eine bedingungslose Liebe von der Mutter zum Kind, dass ich mein Leben selbstverständlich umkrempeln würde, falls sie dauerhafte Pflege benötigen würde.

Bei meinem Mann, mit dem ich auch keinen gemeinsamen Haushalt hatte, war das schon anders. Zum einen hat meine Ehe schon vor dem Schlaganfall auf wackeligen Beinen gestanden. Hinzu kam, dass ich während der Pflege meines Mannes festgestellt habe, wie sehr ich über meine Grenzen hinausgegangen bin und mich selbst immer mehr aufgegeben habe. Das hat mir nicht gutgetan, und das hat auch mein Zugehörigkeitsgefühl gegenüber meinem Mann schließlich nach und nach schwächer werden lassen.

Natürlich zeigt sich echte Zugehörigkeit nicht nur in guten Zeiten, sondern besonders in Krisensituationen. Das habe ich sehr bei meinem Umfeld festgestellt: Viele waren nur so lange da, wie keine größeren Herausforderungen existierten. Freunde und Bekannte zogen sich in der Situation nach dem Schlaganfall zurück, vielleicht auch aus Unsicherheit. Ich kann das nicht analysieren, aber denke schon, dass echte Zugehörigkeit und Zusammenhalt sich darin zeigt, wenn man auch in schweren Zeiten füreinander da ist. ▶



Marietta Blum



EIN WEGWEISER FÜR PFLEGENDE ANGEHÖRIGE: REZENSION ZU FEBRUARSTILLE

In ihrem Buch *Februarstille* richtet sich Marietta Blum an pflegende Angehörige und bietet wertvolle Hilfestellungen für den Umgang mit den Herausforderungen, die ein Schlaganfall und die damit oft verbundene Aphasie mit sich bringen. Sie schildert, wie ein einziger Moment das Leben von Betroffenen und deren Umfeld grundlegend verändert. Auch beleuchtet sie die Schwächen des Gesundheitssystems und betont die Bedeutung seelischer Gesundheit und Solidarität unter Menschen in ähnlichen Situationen.

Die Autorin beschreibt die Wochen nach dem Schlaganfall ihres Mannes Christian, der während eines Spaziergangs im Februar einen schweren Schlaganfall erlitt. Die akute Phase und die darauf folgende Rehabilitation während der Pandemie stellten das Paar vor immense Herausforderungen. Die Trennung durch die Reha-Maßnahmen und die fehlende Kommunikation aufgrund der Aphasie führen zu einer Entfremdung und letztlich zum Bruch der Beziehung.

Besonders eindrucksvoll ist Marietta Blums Schilderung der emotionalen und physischen Erschöpfung, die sie als pflegende Angehörige erlebt. Schlafstörungen und die Trauer um das verlorene gemeinsame Leben belasten sie schwer. Sie beschreibt, wie sie sich in Selbsthilfegruppen Unterstützung sucht und dabei Informationen und praktische Tipps erhält, die sie in ihrem Buch weitergibt. Das Buch ist keine leichte Kost, bietet jedoch eine verständnisvolle und hilfreiche Lektüre für alle, die sich in einer ähnlichen Situation befinden. Die Autorin teilt ihre praktischen Erfahrungen und gibt Einblicke in die Schwierigkeiten, die mit der Pflege eines Angehörigen verbunden sind. Sie zeigt auf, wie wichtig es ist, sich in dieser Ausnahmesituation Hilfe zu suchen.

Was wäre, wenn es einen selbst trifft?

„Februarstille“ ist ein emotionaler Einblick in eine Situation, die jeden und jede treffen kann. Es bietet nicht nur Hilfe zur Selbsthilfe, sondern fordert auch ein Umdenken in der Gesellschaft und im Gesundheitssystem.

Marietta Blum stellt auch die Frage, die viele Angehörige in ähnlichen Situationen quält: „Darf ich einen kranken Menschen verlassen?“ Diese Frage, oft ein gesellschaftliches Tabu, wird in ihrem Buch offen und ehrlich behandelt. Marietta Blum zeigt, dass es keine einfachen Antworten gibt, aber dass es wichtig ist, diese Fragen zu stellen und darüber zu sprechen. Wie ihr Mann mit der Erkrankung, der veränderten Beziehung und schließlich mit der Trennung umgeht, erfahren Lesende in „Februarstille“ nicht. Es geht hier einzig um die Perspektive der pflegenden Angehörigen.

Der letzte Teil des Buches bietet eine Fülle von praktischen Ratschlägen und Ressourcen, die Angehörigen helfen können, sich in der komplexen Welt der Pflege zurechtzufinden. Sie beschreibt detailliert, wie man sich auf solche Ernstfälle vorbereitet, welche rechtlichen und finanziellen Aspekte zu beachten sind und wie wichtig es ist, ein unterstützendes Netzwerk aufzubauen. Diese konkreten Hilfestellungen machen „Februarstille“ zu einem wertvollen Ratgeber für alle, die in ähnlichen Situationen nach Orientierung suchen.

Ursula Rebenstorf

Marietta Blum: Februarstille. Aphasie nach Schlaganfall – ein persönlicher Erfahrungsbericht, Tredition Verlag 2024



EIN BUCH FÜR SIE

Unter den Einsendungen verlosen wir ein Exemplar. Schicken Sie eine Mail an wir@fdst.de.



► **Können Sie das ein wenig näher ausführen?**

Für mich war es selbstverständlich, dass enge Menschen sich auch in schweren Zeiten zur Seite stehen. Doch in meiner Situation hat sich das als Illusion erwiesen. Ich habe Zugehörigkeit neu bewerten müssen. Es gibt viele

oberflächliche Kontakte, aber ein echtes Netzwerk von Menschen, die in schwierigen Phasen wirklich da sind, ist selten. Gerade wenn man ganz alleine diese intensive Pflege übernehmen muss, ist man darauf angewiesen, dass diese Last auf mehreren Schultern verteilt wird. Ich habe damals nicht begriffen, dass es keine Unterstützung von Seiten der Familie meines Mannes gab. Ich hätte mir gewünscht, wenigstens mal eine temporäre Auszeit zu bekommen. Es gab keinen Raum für mich, keine Pause. Ich musste alles alleine bewältigen, von der Pflege bis zur Organisation seines Alltags.

»» **Ich habe gelernt, dass echte Zugehörigkeit sich nicht nur in guten Zeiten zeigt, sondern besonders in Krisensituationen.** ««

Die Herausforderungen der Pflege: Emotionale und organisatorische Hürden

Welche weiteren Herausforderungen haben sich für Sie gestellt?

Die Herausforderungen waren vielfältig: emotional, organisatorisch, finanziell und sozial. Plötzlich war ich nicht nur Ehefrau, sondern auch Betreuerin und Krisenmanagerin. Die Umstellung war von jetzt auf gleich da, und ich musste viele bürokratische Hürden überwinden. Es gab unzählige Anträge zu stellen, medizinische Entscheidungen zu treffen und rechtliche Fragen zu klären. Mein Alltag war nicht mehr derselbe. Selbst nach dem Reha-Aufenthalt meines Mannes war die Arbeit nicht vorbei. Ich musste ihn zu Ärzten und Therapeuten begleiten, seine Medikamente organisieren und seinen Haushalt führen. Es war eine doppelte Belastung, da wir getrennt lebten.

Hat sich Ihr Zugehörigkeitsgefühl verändert?

Vor der Erkrankung habe ich mir über Zugehörigkeit keine großen Gedanken gemacht. Doch in der Pflegeposition habe ich gelernt, dass Zugehörigkeit auch bedeutet, sich selbst nicht zu verlieren. Ich habe erkannt, dass ich auch auf mich achten muss. Die Beziehung zu meinem Mann hat sich verändert. Er war physisch da,

aber emotional nicht mehr erreichbar. Die Kommunikation, die uns verbunden hat, war nicht mehr möglich. Ich fühlte mich oft einsam und musste lernen, mit meinen Gefühlen alleine klarzukommen. Die gemeinsame Grundlage, die eine Beziehung ausmacht, war nicht mehr da. Sprache, Kommunikation, auch ein Streiten gehört dazu – nichts war mehr möglich. Ich habe lange gebraucht, um zu akzeptieren, dass er nicht mehr wie früher an meinem Leben teilnehmen kann.

Wie hat Ihr Umfeld auf die Trennung reagiert?

Die Reaktionen waren gemischt. Einige meinten, ich müsse auch an mich denken und habe ein Recht auf Glück. Andere sahen meine Bemühungen und verstanden, dass ich nicht einfach aus der Verantwortung geschlichen bin. Letztlich muss jeder selbst wissen, wann die Grenze erreicht ist. Ich habe lange mit Schuldgefühlen gekämpft, aber ich wusste, dass ich heilen und wieder gesund werden musste. Ich habe das meinem

Mann auch gesagt: „Ich schaffe das nicht mehr. Ich bin nur noch unglücklich.“ Ich hätte mir gewünscht, dass er schneller wieder gesund wird, aber die Möglichkeiten waren nicht mehr gegeben.

Was waren die Hauptgründe, Ihr Buch zu schreiben?

Wir als pflegende Angehörige sind die unsichtbaren Betroffenen, die tragende Säule im Pflegesystem. Von jetzt auf gleich übernehmen wir unfassbar viele Aufgaben, auf die keiner vorher vorbereitet ist. Mit meinem Buch möchte ich informieren und Bewusstsein schaffen für pflegende Angehörige. Es soll ein Sprachrohr sein und zeigen, dass man nicht allein ist. Und gleichzeitig möchte ich klar machen, wie wenig Unterstützung es für Angehörige gibt und wie oft man mit der neuen Situation alleine gelassen war. Daher bietet mein Buch Checklisten, rechtliche Informationen und einen ehrlichen Erfahrungsbericht.

Pflegende Angehörige halten das System am Laufen, werden aber in der öffentlichen Wahrnehmung kaum wahrgenommen. Mein Buch soll diese Lücke schließen und anderen Mut machen. Es soll zeigen, dass man nicht allein ist und dass es Möglichkeiten gibt, Unterstützung zu finden.

Frau Blum, vielen Dank für das Gespräch.

Interview: Ursula Rebenstorf

Für uns heißt Du Scheerin bzw. Gabriele

Gedenkgottesdienst für Menschen ohne Angehörige in Reinickendorf

Jedes Jahr gibt es in der Apostel-Paulus-Kirche in Berlin-Hermsdorf einen besonderen Gottesdienst: Es wird an Menschen erinnert, die ohne Angehörige gestorben sind und die niemand mehr kennt oder besucht. Für viele von ihnen kümmert sich am Ende niemand mehr um die Beerdigung – aber an diesem Tag stehen sie im Mittelpunkt.

Jedes Jahr ist es für das Bezirksamt Reinickendorf üblich, zusammen mit der Evangelischen Kirchengemeinde Hermsdorf einen Gedenkgottesdienst für alle ordnungsgemäß Bestattete des letzten Jahres zu organisieren. Diese Bestattungen finden immer dann statt, wenn keine Familie mehr da ist oder niemand gefunden wird, der sich um die Beerdigung kümmert. Der Gedenkgottesdienst ist wichtig, damit die Verstorbenen am Ende nicht einfach so „verschluckt“ werden, sondern einen würdigen Abschied bekommen.

Gemeinsames Erinnern

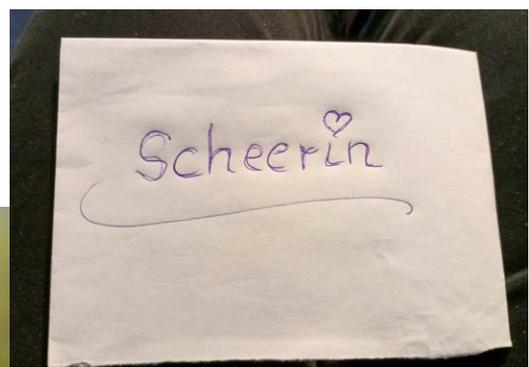
Wir gehen jetzt schon seit drei Jahren zu diesem Gottesdienst. Jedes Mal werden für die Verstorbenen, die ordnungsgemäß bestattet wurden, Kerzen angezündet. In diesem Jahr waren es 186. Von jeder Person wird der Name vorgelesen. Besonders schön ist, dass der Pfarrer jedes Jahr für drei Verstorbene ein bisschen aus ihrem Leben erzählt. So bekommen die Menschen, die sonst niemand mehr kennt, doch noch ein Gesicht und eine Geschichte.

Ein Name für ein namenloses Kind

Eine Geschichte hat uns dieses Jahr besonders bewegt: Unter den Verstorbenen war ein neugeborenes Mädchen, das anonym im Krankenhaus zur Welt kam und kurz danach gestorben ist. Die Mutter konnte nicht gefunden werden, das Kind hatte keinen Namen. Während der Gedenkfeier wurden wir alle gebeten, dem Mädchen einen Namen zu geben und diesen auf einen Zettel zu schreiben. Den Zettel sollten wir ins Portemonnaie stecken – als Erinnerung und Zeichen, dass das Kind nicht vergessen ist. Wir haben das Mädchen Scheerin und Gabriele genannt. Seitdem liegt der Zettel bei uns im Geldbeutel. Immer wenn wir ihn sehen, denken wir an das Baby und fühlen uns ein kleines bisschen verbunden.

Der Gottesdienst zeigt: Durch das gemeinsame Erinnern und die kleinen Gesten bleibt die Würde der Verstorbenen, die zu keinem gehören, erhalten. Für uns ist das ein wichtiges Zeichen – niemand wird vergessen, auch nicht Scheerin bzw. Gabriele.

Kirsten Heil, Michael Grothe



Ein namenloses Grab

Einsamkeit sichtbar machen

Was macht eine Einsamkeitsbeauftragte?



Katharina Schulz

Katharina Schulz ist Einsamkeitsbeauftragte im Bezirksamt Reinickendorf. Als bundesweit einzige Beauftragte auf kommunaler Ebene für dieses Thema widmet sie sich einer der drängendsten sozialen Herausforderungen unserer Zeit. Im WIR-Magazin spricht Katharina Schulz darüber, wie sie Menschen unterstützen möchte, die keine Angehörigen haben oder sich nicht zugehörig fühlen, und welche Maßnahmen sie im Bezirk geschaffen hat, um Teilhabe und Gemeinschaft zu fördern.

Frau Schulz, können Sie uns etwas über Ihren beruflichen Hintergrund und Ihre Rolle als Einsamkeitsbeauftragte erzählen?

Ich arbeite seit über zehn Jahren im öffentlichen Dienst, im Bezirksamt Reinickendorf war ich zunächst im Bereich Veranstaltungsmanagement und Öffentlichkeitsarbeit tätig. Vor rund fünf Jahren kam die Koordination des Ehrenamtsbereichs hinzu. Durch diese Tätigkeit konnte ich zahlreiche Organisationen und die Träger in Reinickendorf besser kennenlernen und enge Netzwerke knüpfen. Seit Juni 2024 bin ich zusätzlich als Einsam-

keitsbeauftragte für den Bezirk Reinickendorf tätig. Die beiden Themenfelder ergänzen sich inhaltlich gut und ermöglichen mir, vielfältige gesellschaftliche Zugänge miteinander zu verbinden.

Die Initiative zur Schaffung der Stelle geht auf unsere Bezirksbürgermeisterin Emine Demirbüken-Wegner zurück, die sich bereits seit rund zehn Jahren intensiv mit dem Thema Einsamkeit beschäftigt. Erste Impulse setzte sie schon als Staatssekretärin für Gesundheit, und als Bürgermeisterin machte sie das Thema zu einem politischen Schwerpunkt, unter anderem durch die Etablierung der bundesweit ersten kommunalen Einsamkeitsbeauftragtenstelle.

Meine Rolle ist es, Einsamkeit auf kommunaler Ebene sichtbar zu machen, strukturelle Bedarfe zu identifizieren, nachhaltige Konzepte zu entwickeln und bestehende Angebote miteinander zu vernetzen. Dabei verstehe ich mich als Impulsgeberin und Brückenbauerin – zwischen Verwaltung, Zivilgesellschaft, Wissenschaft und Politik. Mein Ziel ist es, konkrete Lösungen aufzuzeigen, Teilhabe

zu ermöglichen und ein gesellschaftliches Bewusstsein dafür zu schaffen, dass Einsamkeit viele Gesichter hat – und jeder und jede ein Teil der Lösung sein kann.

Einsamkeit: Ein Tabu brechen

Was hat Sie dazu motiviert, sich mit dem Thema Einsamkeit zu beschäftigen?

Einsamkeit ist ein stilles, aber weitreichendes gesellschaftliches Problem, das dringend aus der Tabuzone geholt werden muss. Viele Betroffene trauen sich nicht, darüber zu sprechen, dabei kann Einsamkeit tiefgreifende Auswirkungen auf die psychische und physische Gesundheit haben.

Mir ist es wichtig, dass Menschen erkennen: Sie sind nicht allein! Durch meine Arbeit möchte ich dazu beitragen, dass Einsamkeit nicht länger ein unsichtbares Leid bleibt, sondern als ernstzunehmende Herausforderung wahrgenommen und aktiv angegangen wird.



Wer ist besonders betroffen?

Welche Bevölkerungsgruppen sind Ihrer Meinung nach am stärksten von Einsamkeit betroffen?

Besonders gefährdet sind ältere Menschen, Alleinerziehende, Menschen mit niedrigem Einkommen, Erwerbslose, Menschen mit Migrationshintergrund sowie Jugendliche, die sich in herausfordernden Lebensphasen befinden. Gerade junge Menschen haben in der Pandemie stark unter sozialer Isolation gelitten, und Studien zeigen, dass sich die Situation für viele nicht wieder normalisiert hat. Auch Menschen, die plötzliche Lebensveränderungen wie Trennungen, Trauerfälle oder Umzüge erleben, sind besonders betroffen.

Gemeinsam gegen Einsamkeit

Mit welchen Organisationen arbeiten Sie zusammen, um die Einsamkeit von Menschen zu bekämpfen? Gibt es Beispiele für erfolgreiche Partnerschaften oder Projekte?

Ich habe ein starkes Netzwerk aus Reinickendorfer Institutionen und Trägern aufgebaut. In unserer interdisziplinären Arbeitsgruppe „Einsamkeit Exit“ sprechen wir über Bedarfe, Maßnahmen und Angebote. Zu Anlaufstellen gegen Einsamkeit mit denen wir kooperieren zählen unter anderem Stadtteilzentren, Seniorenfreizeiteinrichtungen, Kirchen und Glaubensgemeinschaften, Migrationselbsthilfeorganisationen, Bildungseinrichtungen und Pflegeeinrichtungen. Auch Unternehmen, Ärzte und Verwaltungsstellen sind wichtige Partner.

Erfolgreiche Projekte sind beispielsweise die „Stammische gegen Einsamkeit“, die „Quasselbänke“ oder die Fachtagung „Einsamkeitstgipfel“. Ein besonderes Highlight: Am 16. Dezember erklärte die Bezirksbürgermeisterin diesen Tag offiziell zum „Tag gegen Einsamkeit“.

Ehrenamt als Schlüssel

Wie kann ehrenamtliches Engagement helfen, Einsamkeit zu reduzieren?

Ehrenamt schafft Begegnungsmöglichkeiten, gibt Menschen eine sinnvolle Aufgabe und fördert soziale Netzwerke. Ob Besuchsdienste, Nachbarschaftsprojekte oder Kulturinitiativen – freiwilliges Engagement macht einen großen Unterschied.

Ein Ehrenamt kann auch ein möglicher Weg aus der Einsamkeit sein: Es stärkt das Selbstwertgefühl, bringt Struktur in den Alltag und verbindet mit anderen. Ich empfehle einsamen Menschen oft, selbst ehrenamtlich aktiv zu werden – es gibt kaum etwas Erfüllenderes, als gebraucht zu werden!

Persönliche Motivation

Was motiviert Sie persönlich, sich weiterhin für dieses Thema einzusetzen?

Mich berühren die kleinen Momente: Wenn zwei ältere Damen nach einem Quasseltreff Telefonnummern austauschen oder jemand mir erzählt, dass er seiner hilfsbereiten Nachbarin endlich einmal Danke gesagt hat und einen Kuchen vorbeigebracht hat.

Ein besonderes Highlight wird in diesem Jahr das „Einsamkeitessen“ der Bezirksbürgermeisterin an Heiligabend sein – denn niemand soll in Reinickendorf Weihnachten allein verbringen!

Zu sehen, dass durch meine Arbeit neue Verbindungen entstehen und Menschen neue Zuversicht schöpfen, ist für mich eine große persönliche Motivation – genau deshalb engagiere ich mich mit ganzem Herzen weiter für dieses Thema.

Frau Schulz, herzlichen Dank für das Gespräch.

Interview: Ursula Rebenstorff

Kontakt zu Katharina Schulz
Katharina.schulz@reinickendorf.berlin.de

Gemeinsam tanzen verbindet

Wie ich in der Rollstuhl-Tanzgruppe Zugehörigkeit und Lebensfreude finde

Schon als Kind habe ich davon geträumt, wie ein Profi zu tanzen. Wegen meiner Gehbehinderung war das nicht immer einfach. Trotzdem habe ich als Jugendliche eine Tanzschule besucht, die sich auf Menschen mit Behinderung spezialisiert hatte. Die Freude am Tanzen hat mich nie losgelassen.

Ein Verein für alle Tanzbegeisterten

Auf der Suche nach einer Möglichkeit, auch im Rollstuhl in einem Verein zu tanzen, bin ich auf den TSV Witte-
nau und die „Wheels on Motion“ gestoßen. Hier tanzen Menschen mit und ohne Behinderung gemeinsam. Mein Einstieg verzögerte sich damals wegen Corona, aber seit zwei Jahren nehme ich regelmäßig an den wöchentlichen Übungsstunden teil.

Wir sind neun Tanzende unterschiedlichen Alters, mit und ohne Behinderung. Wir tanzen in Gruppen, als Paare oder einzeln – mal als Laufende und Rollstuhlnutzende zusammen, mal als zwei Rollstuhlnutzende. Alles ist möglich. Perfektion ist nicht das Ziel, sondern der Spaß am Tanzen,

der Umgang mit dem Rollstuhl und die Freude an der Bewegung. Das Gefühl, Teil einer Gruppe mit dem gleichen Interesse zu sein, macht für mich die besondere Zugehörigkeit aus.

Inklusion durch Rollstuhl-Tanz sichtbar machen

Dieses Jahr nehmen wir gemeinsam an den „Dance Days 2025“ teil. An einem Wochenende werden in verschiedenen Workshops neue Tänze gelernt. Tanzbegeisterte aus ganz Deutschland kommen zusammen, um gemeinsam zu tanzen. 2025 feiern die „Dance Days“ ihren sechsten Geburtstag.

Ich freue mich sehr auf dieses Ereignis – auf neue Impulse, neue Kontakte und den Spaß in der Gruppe. Wie heißt es doch so schön: „Tanz ist nicht nur Bewegung. Mit Tanz können Freude, Wut, Lebensfreude und auch Hoffnung ausgedrückt werden.“

Kirsten Heil

Rollstuhltanzverein Wheels in Motion Berlin e.V.
preusser-berlin.de/wim/wheels.php



Wheels in Motion trat mit einem Pippi-Langstrumpftanz auf dem Inklusionstag in Reinickendorf auf.





Matthias Popp



Zugehörigkeit beginnt bei uns selbst

Mein Name ist Mathias Popp. Ich wurde am 12. April 1967 in Luckau geboren und möchte meine Gedanken zum Thema Zugehörigkeit teilen:

Zugehörigkeit ist für mich ein grundlegendes menschliches Bedürfnis. Sie gibt uns Identität und Selbstwert. Wer sich nicht zugehörig fühlt, leidet oft unter Einsamkeit. Diese Einsamkeit kann so tief gehen, dass sie gefährlich wird – ich denke an das Risiko von Depressionen oder sogar Selbstmord. Deshalb sehe ich es als meine Aufgabe, ein guter Freund und ein Vorbild zu sein. Auch mit einer Schwerbehinderung kann man ein wertvoller Teil der Gemeinschaft sein. Zugehörigkeit fordert uns alle. Sie fällt manchmal schwer, doch sie bleibt immer erreichbar.

Für mich bedeutet Zugehörigkeit mehr als nur Mitglied einer Gruppe zu sein. Sie drückt Verbundenheit aus – zur Familie, zu einem Verein, einer Partei oder zu einer Gemeinschaft, wie ich sie hier im P.A.N. Zentrum erlebe. Hier gehöre ich zu einem Ganzen: gemeinsam mit anderen Rehabilitandinnen und Rehabilitanden, Pflegekräften, Therapeutinnen und Therapeuten sowie Freundinnen und Freunde.

Ein Unfall verändert alles – und doch bleibt das Wir

Zu meiner Geschichte: Am 1. November 2010 überfuhr mich ein Auto. Nach dem Unfall saß ich im Rollstuhl. Im P.A.N. Zentrum lernte ich mühsam wieder laufen. Diesem Haus verdanke ich viel. Doch auch vor meinem Unfall spürte ich Zugehörigkeit: in meiner Familie, bei Freunden, im Arbeitsleben. Ich hatte das Glück, mich stets getragen zu fühlen – durch ein soziales Netz, durch Liebe und Frieden.

Diese Erfahrungen prägen mich. Sie zeigen mir: Zugehörigkeit entsteht nicht von selbst – wir alle tragen Verantwortung dafür. Sie lebt von Tugenden wie Mitgefühl, Respekt und dem Willen zum Miteinander. Kein Krieg, kein Streit. Das klingt einfach – doch oft scheitern wir daran. Warum? Ich glaube nicht, dass Menschen von Natur aus schlecht sind. Vielleicht hatten manche nie die Chance, echte Zugehörigkeit zu erleben – so wie ich sie erfahren durfte. Deshalb sollten wir einander Halt geben. Zugehörigkeit beginnt bei uns selbst – und sie kann das Leben verändern.

Matthias Popp

„Kein Tag gleicht dem anderen“

Inklusive Gemeindegarbeit

Wenn man Felicitas Kupper auf dem Kirchplatz der Dreikönigskirche in Bad Bevensen oder im Gemeindehaus sieht, meint man, sie arbeite schon immer hier. So selbstverständlich und sicher bewegt sie sich, so freundlich lächelt sie alle an, die ihr begegnen – immer an ihrer Seite: Sandra Mrotzek.

Felicitas und Sandra sind ein inklusives Team, das seit fünf Jahren für die Gemeinde der Dreikönigskirche Bad Bevensen arbeitet. Felicitas hat einen sogenannten Integrationsarbeitsplatzvertrag – ein schwieriges Wort, aber dahinter verbirgt sich die Teilhabe von Menschen mit Behinderung am Arbeitsleben. Felicitas arbeitet 25 Stunden in der Woche – finanziell gefördert von der Agentur für Arbeit.

Sandra Mrotzek ist Integrationsfachkraft und Felicitas' Begleiterin und Vertraute seit 16 Jahren. Felicitas spricht kaum, sie versteht aber alles, was man sagt. Sie kommuniziert mittels der Gebärdensprache, und Sandra „übersetzt“ das dann für Menschen, die diese Sprache nicht beherrschen. Aber Felicitas hat auch ihre ganz eigenen Gebärden entwickelt, und die verstehen auch Außenstehende sehr gut.

Mit Herz und Hand im Einsatz für die Gemeinde

Felicitas übernimmt viele Aufgaben in der Kirchengemeinde. Sandra erzählt, dass sie sehr gern zur Arbeit geht und die Vielfalt und Abwechslung dabei liebt. „Kein Tag gleicht dem anderen, das macht Felicitas besonders viel Spaß“, sagt Sandra und berichtet von den verschiedenen Aufgaben. So ist Felicitas bei der Gartenarbeit dabei, mäht den Rasen, kehrt Laub zusammen. Sie hilft in der Küche, kocht Kaffee, räumt die Geschirrspülmaschine ein und aus. Sie bereitet die Kirche und andere Räume für Gottesdienste und Veranstaltungen vor. Gern bringt sie die Liedzahlen an den Tafeln in der Kirche an. Besonders gern verteilt Felicitas die Gemeindebriefe. Erst werden die Kartons „gewuchtet“, dann ausgepackt, und dann ziehen Sandra und sie mit dem Bollerwagen durch die Stadt, gehen von Haus zu Haus, und Felicitas steckt die Gemeindebriefe in die Briefkästen. Manchmal springen die beiden auch ein, wenn eine andere Gemeindebrief-Austrägerin oder ein Austräger ausfällt. Das hilft natürlich allen.

Das Austragen der Gemeindebriefe liebt Felicitas. Hierbei treffen Sandra und sie auch viele Menschen, und das mag Felicitas sehr gern. Sie ist ein Mensch, der viel und gern kommuniziert und strahlt das auch aus. Sehr gern hilft Felicitas auch dem Küster Thomas Plachta. Von ihm lernt sie viel, da sieht man Felicitas auch schon mal mit der Bohrmaschine in der Hand. Vor Kurzem haben die beiden das Holzkreuz aufgearbeitet, das Ostern vor der Kirche stand. Handwerkliche Aufgaben mag sie.

Felicitas ist mit Freude bei der Arbeit, aber es gibt auch eine Aufgabe, die sie nicht gern macht: den Tannenbaum schmücken. Aber das ist ja dann auch nur einmal im Jahr.

Felicitas wird jetzt 29 Jahre alt, seit sie zwölf ist, begleitet Sandra Mrotzek sie durchs Leben. Von der 1. bis 4. Klasse war Felicitas auf der Bevenser Waldschule, von der 5. bis zur 12. Klasse auf einer Förderschule und dann noch drei Jahre auf der Berufsschule in der Fachrichtung Holztechnik. In diesem Rahmen gab es verschiedene Praktika, um herauszufinden, welchen Weg Felicitas beruflich einschlagen könnte. Sie war in einer Tischlerei, einer Gärtnerei, einem Baumarkt und unter anderem auch in der Kirche. Da hat sich herausgestellt, dass die Arbeit in der Kirche genau das ist, was ihr Spaß macht. „Sie möchte Abwechslung haben, sie möchte Kontakt mit Menschen haben, sie braucht die Herausforderung“, sagt Sandra. Und die Aufgaben in der Dreikönigskirche sind wirklich vielfältig.

Nach einem mehrwöchigen Praktikum im Rahmen der Berufsschule und einem anschließenden einjährigen Praktikum gehört Felicitas nun schon seit fünf Jahren zum Team der Kirchengemeinde.

Sandra erzählt, dass Felicitas sich in diesen Jahren enorm weiterentwickelt habe. Man sehe oft von außen nicht, was sie alles kann. Aber in der Kirchengemeinde traue man ihr sehr viel zu. Felicitas wird akzeptiert, wie sie ist, sie bekommt immer wieder neue Aufgaben und entwickelt sich beständig weiter. Hier ist sie nicht einfach abgeschoben, sondern macht eine sinnvolle Arbeit und gehört ganz selbstverständlich dazu.

„Sooooo inklusiv!“, sagt Sandra und strahlt mit Felicitas um die Wette.

Susanne Schiering



Das inklusive Duo Felicitas Kupper (links) und ihre Assistentin Sandra Mrotzek schmücken den Eingang der Dreikönigskirche für das Osterfest.

„Es ist doch nur zu deinem Besten!“

Ich und meine Familie

Menschen mit Behinderung scheinen gegen den gesellschaftlich verordneten Perfektionismus der Selbstoptimierung keine Chance zu haben. Aber unser Ideal sollte wohl definitiv nicht der perfekte Mensch sein, denn der werde ich, wie all die anderen Menschen auch, niemals werden können.

Nach einem Schicksalsschlag tritt die Dynamik menschlicher Existenz offen zutage. Was lässt sich aus der eingetretenen Katastrophe lernen? Keine Frage, das Leben ist hart! Es ist absurd, widersprüchlich, manchmal tragisch... Früher oder später hat nahezu jeder oder jede mit einer Krankheit zu kämpfen. Dennoch: Die Lebensqualität hat sich durch die Fortschritte in der Medizin enorm verbessert. Trotz persönlichem Leid führen die meisten ein erträgliches Leben. Es gibt aber auch jede Menge unsichtbares, überhörtes Leid. Daraus erklärt sich die immense Angst vorm Leben, die Angst vor der Zukunft.

Auf der Suche nach mehr Selbstbestimmung

Kann ich trotz Behinderung die Person werden, die ich sein will? Wo finde ich Hilfe? Ich verspüre Lust, mich zu ändern. Will mich neu erfinden, dem Mangel trotzen und anfangen, nach Lösungen zu suchen. Wie kann ich einengende Fesseln sprengen, mich entfalten und weiterentwickeln? Pflichten gegenüber mich selbst zwingen mich schon aus Selbstrespekt zum Handeln, auch dann, wenn ich an der einen oder anderen Unternehmung scheitern sollte. Selbständiger, unabhängiger,

das möchte ich werden. Wo keimt Hilfe zur Selbsthilfe, beziehungsweise, wo sollte ich auf Unterstützung vertrauen?

Etwa in der Familie? Was ist das überhaupt, Familie? Nach viel Leserei und Nachdenkerei begreife ich:

Familie ist ein unscharfer Sammelbegriff für diverse Formen des Miteinanders. In verschiedenen Zeiten und Kulturen wird sie unterschiedlich gelebt. Es gehört zum gängigen Glauben, dass die Familie einem Menschen mit Behinderung die Stange hält. Familie gilt als ein Hort für Liebe, Bestätigung und Trost, ein Fels in der Brandung, Vertrauen und Zutrauen. Im Vordergrund stehen Liebe, Hilfsbereitschaft, Mitleid, Gemeinschaft, Verbundenheit, Rücksicht, und und und... Doch tagtäglich voller Harmonie und ohne Streit geht es bekanntlich nicht, selbst bei

zutiefst sozialen Wesen nicht. Jeder Tag ist aufs Neue eine Herausforderung!

Inklusion funktioniert mit Angehörigen

Mein Erfolg ist letztlich gemeinsamer Erfolg. Wobei man alles Erreichte auch wieder in Frage stellen kann, je nach Situation gilt es für alle Beteiligten offen zu sein, im Gespräch zu bleiben. Nix ist fix! Offenheit, Neugier ist der Schlüssel! Das starke Gefühl der Verbundenheit entsteht bei einem gemeinsamen Austausch auf Augenhöhe. Sich gegenseitig im Geiste treffen. Bei allen körperlichen und geistigen Unterschieden gilt es, die Meinung auch des Schwächeren zu respektieren und gegebenenfalls umzusetzen.



Ich habe mein Leben in der Hand! Ich selbst bestimme, wo es langgeht. Selbstschutz in fürsorglichen Familien kann es geben. Es gilt für jeden, die Verantwortung für sich, den anderen und die Umwelt zu übernehmen.

Respekt, Würde, Austausch, soziale Einbettung, Moral, Sinn sind Aufgabe und Lebendigkeit... Das Leiden berührt, verändert und zwingt rund um die Uhr zum Handeln oder zum Umdenken. Inklusion funktioniert mit Angehörigen. Obwohl diese auch dem Risiko der Erschöpfung und durch ständige Verpflichtung der Gefahr eines Burnouts im häuslichen Umfeld ausgesetzt sind. Sicherheitsdenken, Lähmungen und Einschränkungen, Überforderung, Ausweglosigkeit ohne Freiräume... mit eingeschränkten Rechten und Möglichkeiten. Vielfach herrscht große Sprachlosigkeit, wo bleibt da der freie Wille?

Gegen das große Lob auf das familiäre Leben spricht auch: Man kann auch zu weit gehen! Da sind auch die Abgründe des Alltags, Seele fressende stoische Gewohnheiten, das Scheitern an der unüberwindbaren Nähe und große Kränkungen.

Lebe ich, oder werde ich gelebt?

Das Leben kann in einer toxischen Familie auch traurig und belastend sein – eben zusätzlich krank machen. Wir stoßen an Grenzen, fühlen uns fremdbestimmt, denn der Angehörige hat zumeist das letzte Wort.

Wir müssen alle lernen, konstruktiv zu streiten. Und sollten lernen, auch bei widrigen Umständen, dieses geschenkte Leben zu genießen. Scheitern ist allen erlaubt! Keiner muss ersticken an dem, was ist. Allen Zumutungen des Lebens zum Trotz.



Sabine Lutz



Kleine Auszeit

- 3 Übernachtungen
- reichhaltiges Frühstücksbuffet
- 1 Abendessen am Anreisetag inkl. einem alkoholfreien Getränk oder Bier (0,31)
- 1 Hydrojetmassage

**3 Ü/F ab 265,- p. P.*
im Superior DZ**

- 1 kostenlose Wasser asche auf dem Zimmer
- Nutzung des Vital Zentrums mit Schwimmbad, Sauna und Dampfbad sowie Fitnessraum

* ab 300,- p. P. in der Nebensaison und ab 330,- p. P. in der Hauptsaison. Zzgl. Kurtaxe und ggf. Wochenendaufschlag. Verlängerungsnächte: 20 % in der Sparsaison, 15 % in der

Seehotel Rheinsberg der FDS Hotel gGmbH
Donnersmarckweg 1, 16831 Rheinsberg
Telefon: 033931 344 0, E-Mail: reservierung@seehotel-rheinsberg.de

Gemeinsames, inklusives Wohnen

Ein nachhaltiges Leuchtturmprojekt der Aktion Mensch und der Stephanus gGmbH

Im ruhig gelegenen Stadtteil Berlin-Wilmersdorf liegt im Hinterhof der Prinzregentenstraße 76a ein besonderer Neubau, der barrierefreies, nachhaltiges und inklusives Leben ermöglicht. Gleichzeitig entsteht hier ein Ort, der ein Gefühl von Zugehörigkeit und Gemeinschaft schafft. Dieses Projekt ist ein gemeinsames Vorhaben der Aktion Mensch und der Stephanus gGmbH. Die Finanzierung erfolgte durch die Aktion Mensch. Die Fertigstellung war Anfang März 2024. Der Einzug erfolgte ebenfalls im März 2024.

Barrierefreiheit und Nachhaltigkeit

Durch ein Automatiktür gelangt man zum Gebäude. Das Grundstück ist nicht von der Straße aus erreichbar. Die architektonisch gelungene Fassade fügt sich harmonisch in die Umgebung der 1950er-Jahre-Putzfassade ein. Das Gebäude wurde in Holzständerbauweise errichtet. Die gerasterte Fassade aus Holzverschalung, hellgrauem Putz und großzügigen Fensterflächen verleiht dem Haus Offenheit und Leichtigkeit. Ein hochwertiges Wärmedämmverbundsystem aus Mineralwolle sorgt für optimale Energieeffizienz. Ein Blindenleitsystem führt zum Eingang. Der Innenhof ist mit unterfahrbaren Hochbee-

ten ausgestattet. Sitzplätze und ein Sandkasten bieten für alle Altersstufen barrierefreie Betätigungsmöglichkeiten.

Hier treffe ich Friedericke Grothe und Dennis Schomburg, die mir das Haus zeigen und meine Fragen beantworten. Das Gebäude besteht aus fünf Geschossen. Im Erdgeschoss befinden sich Büros und ein Besprechungsraum, der zum Beispiel auch für Weiterbildungen genutzt werden kann. Besonders hervorzuheben ist, dass auch hier an die Barrierefreiheit gedacht wurde. Die Küchenzeile ist unterfahrbar, und die Oberschränke lassen sich auf Knopfdruck öffnen. Die Bedienelemente sind im Kontrast zur Wand gestaltet und befinden sich in der vorgeschriebenen Höhe. Für hörbehinderte Menschen wurde eine Induktionsschleife installiert. Im Flur wird das Wegeleitsystem fortgesetzt, was für Menschen mit Sehbehinderung besonders hilfreich ist, zum Beispiel beim Aufsuchen des barrierefreien Besucher-WCs. Im Erdgeschoss ist die Stephanus gGmbH vor Ort und bietet u.a. Pflegeberatung an. Das



Das Wohnhaus
im Modell
© Georg Hana



Der Eingangsbereich
des Wohnkomplexes

Team unterstützt nicht nur die Bewohner und Bewohnerinnen des Hauses, sondern auf Wunsch auch Nachbarn und Nachbarinnen. Auch ambulante Pflegedienste sowie weitere Assistenzleistungen werden von hier aus koordiniert.

Hier wird inklusiv gewohnt

Im ersten und zweiten Obergeschoss gibt es zehn Einzelzimmer, jeweils mit eigenem Sanitärbereich sowie Gemeinschaftsräumen und -balkonen. Hier findet gelebte Inklusion statt: Menschen mit und ohne Behinderung wohnen zusammen, darunter auch vier Studierende. Diese übernehmen im Alltag einfache Assistenzleistungen für Mitbewohner und Mitbewohnerinnen mit Unterstützungsbedarf. Die Studierenden werden von der Stephanus gGmbH professionell eingeführt und begleitet. Es entsteht ein Miteinander zwischen den Generationen, und gleichzeitig profitieren die Studierenden von einer günstigen Miete. Durch das gemeinsame Wohnen entstehen neue Kontakte, gegenseitige Unterstützung und ein Alltag, in dem niemand allein bleiben muss. Das Miteinander fördert das Gefühl, Teil einer Gemeinschaft zu sein.

Die Stephanus gGmbH ist Pächterin des Hauses. In den weiteren Geschossen befinden sich fünf individuelle Wohneinheiten, unter anderem für Familien mit behinderten Kindern.

Der Vermieter für diese Mieteinheiten ist die Aktion Mensch.

Mit diesem Pilotprojekt wird Artikel 19 der UN-Behindertenrechtskonvention umgesetzt: „Behinderte haben das Recht, frei Wohnraum wählen zu können – wo sie wohnen, wie sie wohnen, mit wem sie wohnen.“ In Deutschland fehlen zwei Millionen barrierefreie Wohnungen. Deshalb möchte die Aktion Mensch in Kooperation mit Kommunen und Sozialpartnern gern weitere barrierefreie Wohnungen mit einem vergleichbaren Wohnkonzept auch in Städten und Gemeinden realisieren. Hoffen wir, dass sich bald Nachahmer finden!

Ein großes Dankeschön an Friedericke Grothe und Dennis Schomburg für die interessanten Einblicke in diesem Wohnprojekt.

*Dipl.-Ing. Monika Holfeld,
freischaffende Architektin, Barrierefreies Bauen*

Weitere Informationen:

<https://www.aktion-mensch.de/inklusion/wohnen/gute-beispiele-inklusives-wohnen/barrierefreier-wohnraum-mitten-in-berlin/interview-stephanus>

Serviceadressen und Informationen

Wo bekomme ich Informationen, wenn ich zum Beispiel von einem Schlaganfall betroffen bin oder einfach eine Beratung für meinen (neuen) Alltag mit Behinderung brauche? In unseren Recherchen und Gesprächen mit Expertinnen und Experten in eigener Sache erhalten wir immer wieder hilfreiche Informationen und Adressen, die wir unseren Lesenden gerne zur Verfügung stellen. Besonders danken wir Marietta Blum, die uns ihre Adressensammlung aus ihrem Buch „Februarstille“ zur Verfügung gestellt hat.

Pflegestützpunkte

Die deutschlandweiten Pflegestützpunkte bieten eine umfassende Beratung rund um Pflege, Unterstützung und Hilfsmittel. Hier arbeiten Kommunen und Pflegekassen zusammen, um individuelle Lösungen zu finden.

pflugestuetzpunkteberlin.de

Kontaktstellen PflegeEngagement

In jedem Berliner Bezirk gibt es eine Anlaufstelle für pflegende Angehörige und pflegebedürftige Personen – eine Kontaktstelle PflegeEngagement. Hier werden Pflegeselbsthilfegruppen (z.B. Gesprächsgruppen, bewegungsorientierte Angebote oder Gedächtnistraining), ehrenamtliche Besuchsdienste für hilfebedürftige Menschen und Informationsveranstaltungen organisiert.

pflegeunterstuetzung-berlin.de/unterstuetzung/pflegeengagement

Diakonie Haltestellen

Die Diakonie Haltestellen bieten alltagsnahe Unterstützung für pflegebedürftige Menschen mit Pflegegrad – auch bei Demenz. Freiwillig Engagierte begleiten zu Hause oder in Gruppen und entlasten so Angehörige. Das Angebot wird vom Berliner Senat und den Pflegekassen gefördert.

diakonie-pflege.de/diakonie-haltestellen

Beantragung einer Schwerbehinderung

Wer einen Grad der Behinderung (GdB) feststellen lassen möchte, kann dies beim Versorgungsamt beantragen. Das Verfahren ist online möglich und hilft, Nachteilsausgleiche und Unterstützung zu erhalten:

berlin.de/lageso/behinderung/schwerbehinderungversorgungsamt/antragstellung/antragstellung-online/

Ergänzende unabhängige Teilhabeberatung (EUTB)

Die EUTB ist ein deutschlandweites Beratungsangebot für Menschen mit und ohne Behinderung sowie deren Angehörige. Die Beratung ist unabhängig, kostenlos und kann zu allen Fragen rund um Teilhabe und Selbstbestimmung genutzt werden – egal, wo man wohnt oder welche Beeinträchtigung vorliegt:

teilhabeberatung.de/artikel/ergaenzendeunabhaengige-teilhabeberatung-eutb

Pflegekasse & Verhinderungspflege

Ab Pflegegrad 2 kann Verhinderungspflege beantragt werden, wenn pflegende Angehörige vorübergehend ausfallen oder eine Pause brauchen. Die Pflegekasse informiert über Voraussetzungen und hilft beim Antrag. Auch die EUTB kann hier unterstützen:

pflegeberatung.de, compass-pflegeberatung.de

Psychologische Hilfe

Psychologische Unterstützung ist oft ein wichtiger Schritt. Erste Anlaufstellen sind die Telefonseelsorge (telefonseelsorge-berlin.de), der Berliner Krisendienst (berliner-krisendienst.de) oder die Onlineplattform (pflegen-und-leben.de), die speziell für pflegende Angehörige entwickelt wurde.

Berliner Schlaganfall-Allianz e. V. (BSA)

Die BSA vernetzt seit 2008 Einrichtungen der Schlaganfallversorgung in Berlin und Brandenburg. Hier finden Betroffene und Angehörige gebündeltes Expertenwissen, Beratung und aktuelle Informationen:

schlaganfallallianz.de

Teilhabe & Eingliederungshilfe

Der Teilhabefachdienst Soziales des Landes Berlin unterstützt bei der Beantragung von Eingliederungshilfe nach SGB IX. Dazu gehören Leistungen für Wohnraum, Assistenz, Mobilität und mehr, um ein möglichst selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen:

berlin.de/dienstleistung/324484/

Bundesministerium für Gesundheit

Das Bundesgesundheitsministerium bietet einen Online-Ratgeber Pflege und den Pflegeleistungs-Helfer. Hier erfahren Sie, welche finanziellen Hilfen und Unterstützungsangebote Ihnen zustehen:

bundesgesundheitsministerium.de

Deutsche Hirnstiftung e. V.

Die Deutsche Hirnstiftung bündelt die Expertise von neurologischen Praxen, Kliniken und Forschenden. Sie bietet Informationen, Beratung und Unterstützung für Menschen mit neurologischen Erkrankungen und deren Angehörige:

hirnstiftung.org

Sozialverband VdK Deutschland e. V.

Der VdK berät seine Mitglieder zu sozialrechtlichen Fragen, etwa zu Rente, Kranken- und Pflegeversicherung oder zur Anerkennung einer Schwerbehinderung. Die Beratung ist praxisnah und unterstützt bei Anträgen und Widersprüchen:

vdk.de



Bundesarbeitsgemeinschaft Selbsthilfe (BAG Selbsthilfe)

Die BAG Selbsthilfe ist der Dachverband zahlreicher Selbsthilfeorganisationen für Menschen mit Behinderung und chronischer Erkrankung sowie deren Angehörige.

bag-selbsthilfe.de

Villa Donnersmarck – Beratung & Selbsthilfe

Die Villa Donnersmarck der Fürst Donnersmarck-Stiftung bietet barrierefreie Beratung und Unterstützung für Menschen mit Behinderung und ihre Angehörigen. Das Angebot reicht von Peer Counseling über Familientherapie bis zu Gesprächskreisen und Selbsthilfegruppen.

fdst.de/villa-donnersmarck/beratung-selbsthilfe

Familienratgeber der Aktion Mensch

Der Familienratgeber ist ein Informationsportal rund um das Thema Behinderung. Im Vordergrund stehen dabei Übersichtlichkeit, leichte Verständlichkeit und Aktualität der Infos. Darüber hinaus gibt es auf der Seite eine Adressdatenbank, die es den Nutzerinnen und Nutzern dank Postleitzahlensuche ermöglicht, mit wenigen Klicks die relevanten Anlaufstellen für Menschen mit Behinderung in ihrer Nähe zu finden.

familienratgeber.de

SEKIS

Die Selbsthilfe Kontakt- und Informationsstelle (SEKIS) informiert über Selbsthilfe in Berlin, unterstützt Gruppen bei der Gründung oder der Vertretung ihrer Interessen.

sekis-berlin.de

LV Selbsthilfe Berlin

Die Landesvereinigung Selbsthilfe Berlin e.V. (LV Selbsthilfe Berlin) ist der Dachverband der Berliner Selbsthilfeorganisationen zur Stärkung gesundheitsbezogener Selbsthilfe, zur Interessenvertretung in der Gesellschaft und zur Vernetzung.

lv-selbsthilfe-berlin.de

Was uns bewegt

Barriere-Check im Schloss Rheinsberg

Ein Jahr nach unserem ersten Besuch: Was hat sich getan – und was bleibt zu tun?

Im Rahmen unseres Jubiläumsausflugs haben wir 2024 das Schloss Rheinsberg besichtigt (siehe auch WIR 2025/1). Die Stiftung Preußische Schlösser und Gärten (SPSG) hat damals unsere Hinweise aufgenommen und sammelt seither Rückmeldungen von ganz unterschiedlichen Besuchenden. Jetzt, ein Jahr später, sind wir wieder vor Ort – gespannt darauf, wie der gemeinsame Prozess weitergeht.

Rheinsberg ist immer einen Besuch wert. Ein Teil von uns ist mit dem PKW gefahren, der andere mit der Regionalbahn. Die Anmeldung bei der Bahn für die Rollstuhlmitnahme hat super geklappt, und in Gransee wartete schon der rollstuhlgerechte Shuttle vom Seehotel auf uns. Das war wirklich gut organisiert! Am Schloss angekommen,

haben wir uns mit den Anderen aus dem P.A.N. Zentrum getroffen – und schon ging es los mit dem Barriere-Check.

Alte Mauern, neue Herausforderungen

Bereits unser letzter Besuch in Rheinsberg hat uns sensibilisiert: Barrierefreiheit in einem historischen, öffentlich zugänglichen Gebäude herzustellen, ist nicht immer einfach. Zum Glück war es nicht unsere Aufgabe, herauszufinden, wie Barrierefreiheit und Denkmalschutz zusammenpassen. Wir konzentrierten uns darauf, mögliche Stolperfallen und andere unnötige Barrieren zu finden, die immer dann entstehen, wenn man Besuchende mit Behinderung einfach nicht gefragt hat.



Schloss Rheinsberg

Bei der Führung durch die Ausstellungsräume fiel uns auf, dass es kaum Sitzgelegenheiten gibt. Eine von uns hätte sich zwischendurch gerne mal hingesetzt – aber Fehlanzeige. Wilma Otte von der SPSPG, die uns begleitete, hat diesen Wunsch gleich notiert. Auch die Türschwellen sind ein Thema: Für Rollstuhlnutzende schwer zu überwinden, für alle anderen eine Stolperfalle, weil sie sich farblich kaum vom Boden abheben. Und dann gibt es noch die kugeligen Pflastersteine im Hof und ein Hinweis zum Fahrstuhl ist leider nicht vorhanden. In den Parkanlagen haben wir diesmal auch genauer hingeschaut – und festgestellt, dass es dort Ecken gibt, die mit dem Rollstuhl gar nicht erreichbar sind.



Bei der Schlossbesichtigung im Festsaal

Gemeinsam weiterdenken

Nach unserem Rundgang haben wir uns mit Wilma Otte zusammengesetzt und unsere Eindrücke besprochen. Sie hat sich alles notiert und erklärt, dass die Stiftung weiterhin Rückmeldungen sammelt und die Ergebnisse im Rahmen des 300. Geburtstags von Prinz Heinrich 2026 auswerten und diskutieren möchte. Wir haben das Gefühl, dass unsere Hinweise ernst genommen werden und freuen uns, Teil dieses Prozesses zu sein.

Das ist uns besonders aufgefallen:

- Kopfsteinpflaster vor dem Schloss – schwierig für alle, nicht nur für Rollstuhlnutzende
- Aufzug schwer zu finden
- Türschwellen in den Innenräumen – Hindernis und Stolperfalle
- Fehlende Sitzgelegenheiten in den Ausstellungsräumen
- Der Schlosspark ist weitgehend mit dem Rollstuhl befahrbar. Es gibt jedoch Stellen, die aufgrund von Treppen für Rollstuhlfahrende nicht erreichbar sind.
- Der Zugang zum Fahrstuhl ist durch den Kiesboden schwer zugänglich für Rollstuhlfahrende

Neugierig auf die nächsten Schritte

Nach einer kleinen Stärkung im Seehotel ging es wieder zurück nach Berlin. Die Bahn hatte Verspätung, aber das hat uns die Laune nicht verdorben. Wir hatten genug zu

erzählen und zu lachen – und sind gespannt, wie es beim nächsten Mal weitergeht und berichten natürlich in der nächsten Ausgabe wieder über das Projekt. Vielleicht gibt es dann schon die ersten sichtbaren Veränderungen – wir freuen uns auf die nächsten Schritte!

*Kirsten Heil, Christine Busch,
Michael Grothe*

Mehr Infos zum Schloss: spsg.de/schloesser-gaerten/objekt/schloss-rheinsberg



Die berühmte Schlosskatze Sheldon schaute auch vorbei. Sie hat sogar eine eigene Facebookseite: facebook.com/sheldonschlosskatzi



Die WIR-Redaktion lässt sich das inklusive Konzept der Ausstellung „Roads not Taken. Oder: Es hätte auch anders kommen können“ im Deutschen Historischen Museum erklären.

Roads not taken

Wie das Deutsche Historische Museum Inklusion praktisch umsetzt

Schon beim Betreten der aktuellen Ausstellung „Roads not Taken. Oder: Es hätte auch anders kommen können“ im Deutschen Historischen Museum (DHM) wird klar: Hier ist Inklusion kein Zusatz, sondern Teil des Konzepts. Im Mai war die WIR-Redaktion eingeladen, sich selbst ein Bild von den inklusiven Angeboten zu machen – und zu erleben, wie Barrierefreiheit und Teilhabe im Museum umgesetzt werden.

Die Ausstellung „Roads not Taken. Oder: Es hätte auch anders kommen können“ im Deutschen Historischen Museum (DHM) gliedert sich in 14 Themenbereiche, die wichtige Wendepunkte der deutschen Geschichte beleuchten – besonders prominent der Herbst 1989. Sieben dieser Themenfelder sind so gestaltet, dass sie für Menschen mit Seh- oder Hörbehinderung, kognitiver Behinderung und für Rollstuhlnutzende erfahrbar sind. So sind alle Tische unterfahrbar und Objekttexte sowie Exponate auch für kleinwüchsige Menschen und Rollstuhlnutzende gut sichtbar angebracht. Ein Screen zeigt die jeweiligen Themenpunkte in Deutscher Gebärdensprache, und komplexe Zusammenhänge werden parallel in Leichter Sprache erklärt.

Tasten, Drehen, Verstehen – inklusive Stationen im Museum

Ein zentrales Element sind die taktilen Grundrisse, die blinden und sehbehinderten Menschen helfen, sich zu orientieren. „Vor jeder Ausstellung gibt es einen taktilen Grundriss, dazu inklusive Kommunikationsstationen in schwerer und Leichter Sprache, in Braille, mit Audiofunktion und in Gebärdensprache“, erklärt Andreas Ziepa, Bildungsreferent im DHM. Diese Vielfalt an Zugängen ist im DHM mittlerweile Standard. „Bei Museen denkt man oft an ein mit allerlei Hindernissen gespicktes Gebäude – das Deutsche Historische Museum ist anders“, stellt Michael

» **Weil ich selber gerne Museen und Ausstellungen besuche, ist es mir sehr wichtig, dass auch Menschen mit Behinderung auf ihre Weise diese Orte besuchen und erleben sollen!** «

Anke Köhler

Grothe fest. „Das DHM steht für innovative Baukunst, die Neugier auf Geschichte und Geschichten wecken.“

In der Ausstellung kommen außerdem sogenannte Trommeln zum Einsatz – drehbare Stationen, an denen verschiedene Textversionen angebracht sind. So können Besucherinnen und Besucher selbst wählen, in welcher Form sie Informationen aufnehmen möchten. In jedem Ausstellungsraum gibt es inklusive Kommunikationsstationen, die zentrale Themen in unterschiedlichen Formaten zugänglich machen.

Nicht alles lässt sich im Vorfeld perfekt planen. „Manchmal werden Vitrinen oder Wände noch kurzfristig verschoben, dann müssen wir das Bodenleitsystem oder die Texte anpassen“, berichtet Andreas Ziepa. Auch zusätzliche Versionen von Inhalten brauchen Platz – und manchmal entstehen neue Lösungen erst im laufenden Betrieb.

Inklusion als Normalität – und als Lernprozess

Neben den barrierefreien Raumtexten gibt es immer am ersten Samstag im Monat inklusive Führungen. Die Reaktionen der Besucherinnen und Besucher sind vielfältig, schildert Claudia Braun Carrasco. Wie ihr Kollege ist sie Referentin der Abteilung Bildung und Vermittlung. Viele kommen gezielt, um die inklusiven Angebote kennenzulernen. Schulklassen und Studierende aus dem Bereich Kultur und Religion interessieren sich besonders für die Umsetzung von Inklusion im Museum. „Wichtig ist, dass Inklusion sichtbar und normal wird“, sagt sie. „Es geht nicht darum, wie viele Rollstuhlnutzende kommen, sondern dass Barrierefreiheit selbstverständlich ist.“

Trotz aller Bemühungen gibt es auch Grenzen. Nicht immer lassen sich alle Bedürfnisse gleichzeitig erfüllen.

„Manche Anforderungen widersprechen sich je nach Behinderungsart“, räumt Andreas Ziepa ein. So ist etwa ein Raum mit Exponaten zum Thema Atomkrieg zwar von Menschen mit Sehbehinderung begleitet worden, bleibt aber kontrastarm – ein Kompromiss, der nicht für alle optimal ist. Auch ästhetische Ansprüche und die Wünsche der Fokusgruppen können auseinandergehen.

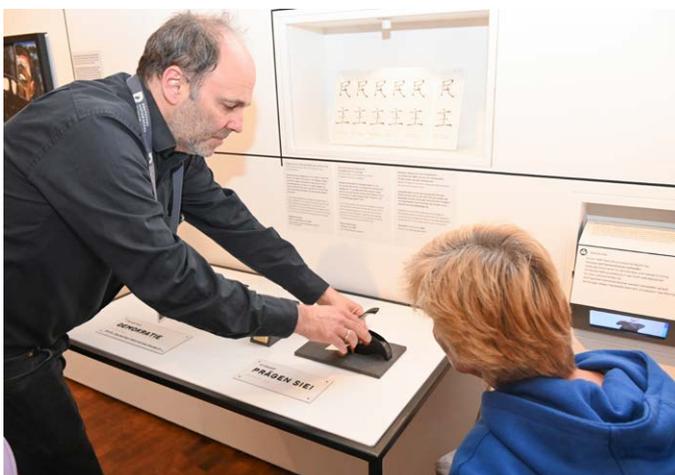
Gemeinsam weiterdenken – die WIR-Redaktion macht mit

Die Ausstellung „Roads not Taken. Oder: Es hätte auch anders kommen können“ zeigt, wie viel möglich ist, wenn Barrieren gemeinsam mit Expertinnen und Experten mit Behinderung angegangen werden. Oft ist es gerade das gemeinsame Suchen nach Lösungen, das ein Museum wirklich inklusiv macht. Die WIR-Redaktion freut sich, am Inklusionskonzept der nächsten Ausstellung „Natur und deutsche Geschichte. Glaube – Biologie – Macht“ im DHM mitwirken zu dürfen. Die Arbeitsgruppe startet nach Redaktionsschluss dieser Ausgabe – und wir werden in der nächsten Ausgabe ausführlich berichten.

*Kirsten Heil, Michael Grothe,
Anke Köhler, Christine Busch, Ursula Rebenstorf*

Die Ausstellung „Roads not Taken. Oder: Es hätte auch anders kommen können“ läuft noch bis zum 22. März 2026

dhm.de/ausstellungen/roads-not-taken-oder-es-haette-auch-anders-kommen-koennen



Barrierefreie Elemente machen die Ausstellung erfahrbar



Ein Spiel zur Ausstellung mit barrierefreier Anleitung



Damals Kinderspielkreis,
noch heute Kindergarten

**„Es ist schon ein sehr
verrücktes Leben gewesen.
Aber ich bin zufrieden.“**

Erinnerungen an Tante Lori

Die wichtigste Neuerung auf dem Land in Uenzen, ein Ortsteil des Fleckens Bruchhausen-Vilsen im niedersächsischen Landkreis Diepholz, war für mich als Kind der „Kinderspielkreis“. Meine Mutter, Edda Oldenburg, war damals krank und ließ uns drei Kinder von Tante Lori beaufsichtigen. Sie wollte „einfach auch mal durchatmen“ und erkannte, wie notwendig so eine Einrichtung war. Die Bürgermeistersfrau griff die Idee auf, ging in alle Bauernhäuser und fragte nach Interesse. Für 5 DM pro Kind und Monat waren fast alle dabei. Da Tante Lori keine Ausbildung zur Kindergärtnerin hatte, nannten sie es „Kinderspielkreis“. 1968 richteten Lori und

meine Mutter den Spielkreis ein – für die damalige Zeit eine bemerkenswerte Tat, über die auch in den Medien berichtet wurde. Noch 20 Jahre später wurde der Spielkreis als „revolutionäre Idee“ beschrieben.

Kindheit in Lessen – zwischen Glocken und Glauben

Tante Lori, geboren als Eleonore Großkreuz, verheiratete Streek, kam am 23. April 1929 in der Stadt Lessen (heute Łasin) zur Welt. Lessen liegt im ehemaligen Westpreußen, südlich der Danziger Bucht, nordöstlich von Graudenz. Ihr

Vater Hans Großkreuz (1884–1977) war viel gereist, bevor er in Lessen eine Fleischerei mit Schlachtereieröffnung. Das Geschäft bestand aus Laden, Hof und Haus. Die Familie war angesehen, hatte eine Angestellte und zwei Mädchen, eine im Wohnhaus, eine im Laden. Der Vater war aktiv im Kirchenrat, ein „Ausnahmehensch“, „immer großzügig“ und „gut zu seinen Angestellten“. Durch seine Reisen sei „er so weitherzig“ geworden.

Die Mutter, Olga Großkreuz, geb. Michalski (1903–2001), habe „gut geheiratet“, war „ein bisschen sehr stolz“ und immer elegant gekleidet. Sie war eine sehr starke Frau. Ihre Tochter, die eher „klein, rundlich und bescheiden“ war, fand die Mutter „übersensibel“. „Madame“ war im Kirchenchor aktiv. Die Familie hatte in der Kirche einen reservierten Platz mit Namensschild „Großkreuz“. Es gab fünf Kinder. Lori hatte zwei jüngere und zwei ältere Brüder. Der jüngste, Siegfried, lebt heute in Bremen. Seine beiden Töchter kümmern sich um Lori.

Lessen (Łasin) liegt am 7 km langen Lessen-See (Jezioro Łasińskie). Sonntags mietete die Familie ein Boot und ruderte zur Insel, Schwimmen gehörte dazu. Lori durfte als Kind immer die kleinste der drei Glocken in der reformierten evangelischen Gemeinde läuten. Ein starker Mann läutete die beiden größeren Glocken. Der Draht zu Gott im Himmel hat Lori schon immer viel geholfen.

Schule und Flucht mit Folgen

Lori ging zur polnischen Grundschule in Lessen, sprach polnisch so perfekt wie deutsch. Zweisprachig aufzu-



Von „Tante Lori“ gemalter Engel in ihrem Zimmer im Pflegeheim, wo sie jetzt lebt.



Rehabilitative Außerklinische Intensivpflege

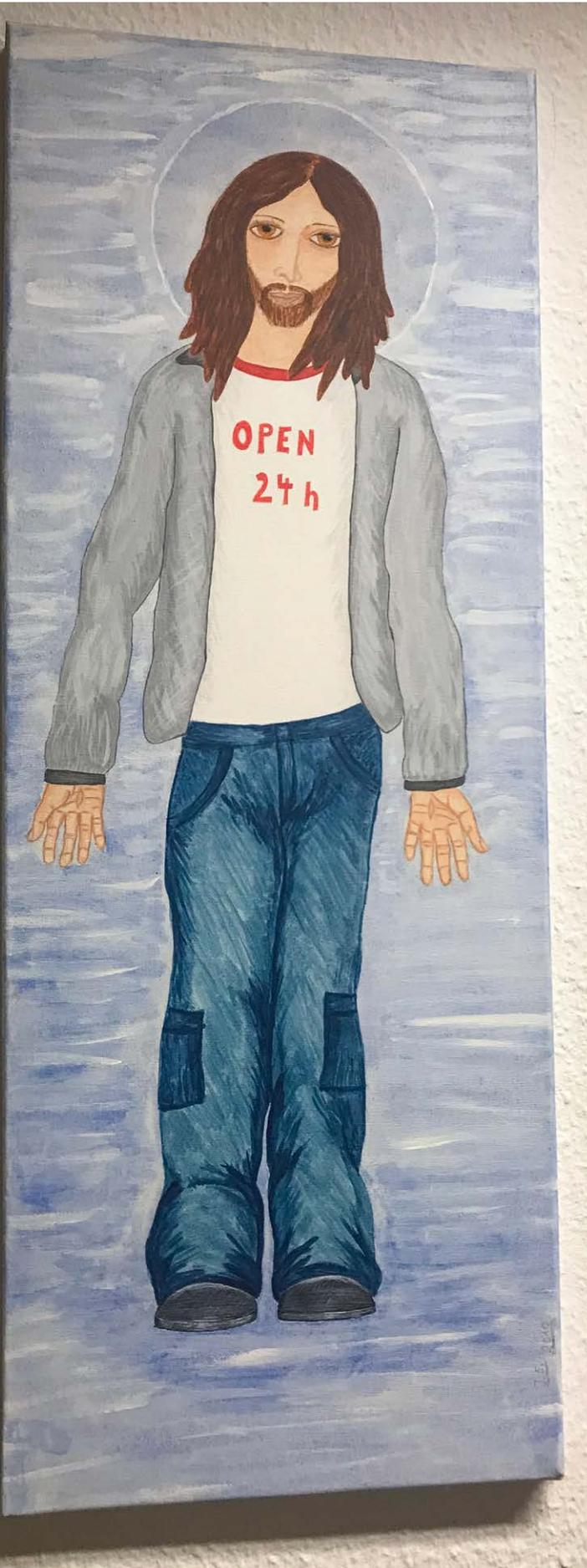
Der Fachbereiche für Rehabilitative Außerklinische Intensivpflege des Ambulanten Dienstes der Fürst Donnersmarck-Stiftung richtet sich an Menschen mit einer Trachealkanüle und/oder einer invasiven Beatmung.

Durch systematische Unterstützung und aktivierende Pflege begleiten wir die Betroffenen auf ihrem Weg in ein selbstbestimmtes Leben ohne Kanüle und/oder Beatmung.

Weitere Informationen unter:
Wildkanzelweg 28
13465 Berlin-Frohnau
Tel. (030) 40606-140 /-141
Fax (030) 40606-142
fdst.de/ausserklinische-intensivpflege

FÜRST
DONNERSMARCK
STIFTUNG





Dieses Bild hing immer in „Tante Loris“ Küche.

- ▶ wachsen, bildete ihr Gehirn gut aus – eine Grundlage für ihre bis heute flexible Denkfähigkeit. Zusätzlich bekam sie Privatunterricht bei einer deutschen Lehrerin. Ihr Vater war sehr bildungsbewusst und ermöglichte allen Kindern eine gute Ausbildung. Lori sei nach dem Vater gekommen, sie könne „alle so annehmen, wie sie sind“. Nach der Grundschule besuchte sie das Mädchenlyzeum mit Pensionat in Marienwerder, kam nur am Wochenende nach Hause.

Alle Brüder gingen aufs Gymnasium in Graudenz, die beiden älteren machten vor Kriegsende ihr Abitur. Die Flucht Anfang 1945 verhinderte für Lori den Schulabschluss. Ihr Wunsch, Kunst zu studieren – das habe in der Familie gelegen –, blieb ihr verwehrt.

Jahre in der Schweiz – Verantwortung und Verzicht

Als Flüchtling wollte Lori gerne ins Ausland. Das gelang ihr, indem sie bei einer Familie im Randgebiet von Zürich Dienst tat. Sie lernte Haushaltsführung, kümmerte sich als eine Art Gouvernante um die Tochter Monika, ihre „Ziehtochter“. Der reiche Fünf-Frauen-Haushalt hatte Monika aufgenommen. Lori begleitete Monika auf vielen Reisen und brachte ihr den Glauben nahe. Eigentlich wollte Lori nur ein Jahr bleiben, doch die Arbeitgeberin „lebte sehr aus Loris Kraft“ und drohte mit Selbsttötung, falls Lori weginge. So blieb sie über zehn Jahre.

Neuanfang in Uenzen – Glaube, Liebe, offenes Haus

Nach dem Krieg kamen Loris Eltern nach Uenzen, wo sie einen Bauernhof mit viel Ackerland kauften. Lori vermutet, dass sie dort untergebracht wurden, weil das Flüchtlingskontingent nicht erfüllt war. Sie fand eine gute Kirchengemeinde, führte den ersten Hausbibelkreis ein – heute gibt es viele davon.

In Uenzen lernte sie Reinhard Streek kennen, damals Knecht auf einem benachbarten Hof, gelernter Landwirt und Mitglied einer Jagdgesellschaft. Das frisch vermählte Ehepaar bezog ein kleines Haus im Bökenbraken, der Garten war größer als das Haus und von hohen Wacholderbäumen umrahmt. Kinder gab es keine. Lori ging in ihrer bescheidenen Art ihren Interessen nach, war immer für andere da, hatte „sehr viel Herz im Ver-

stand“. Das Bibelwort „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ half ihr, auch auf die eigenen Bedürfnisse zu achten. Ihr Haus war immer offen, jede und jeder konnte jederzeit kommen. Sie war und ist sehr beliebt im Dorf. Im Alter verstand sie sich auch gut mit beiden Eltern. Der Vater starb 1977, die Mutter 1991.

Alter, Heim und Zufriedenheit

Mit 95 Jahren lebt Lori im Seniorenheim „Landleben am Vilser Holz“ am Rande des Waldgebietes Vilser Holz. Ihr Zimmer bietet einen wohltuenden Blick auf die Natur. Lori kann körperlich noch einiges bewältigen, bis Herbst 2022 ging sie täglich eine halbe Stunde spazieren. Sie bekommt im Vergleich zu anderen Bewohnenden sehr viel Besuch. Dennoch fällt es ihr schwer, ohne Glaubensgenossinnen und -genossen im Haus zu leben. „Ich hab so viel durchgemacht und es nimmt kein Ende“, sagt sie. Sie war „Deutsche in Polen“, dann „Deutsche in Zürich“. Obwohl sie sich zu Gott sehnt, fühlt sie sich im Heim gut aufgehoben und ist gerne dort. Alle sind sehr freundlich zu ihr. Einmal kam ich über eine mir unbekannte Tür ins Haus, etwa neun Pflegerinnen saßen um einen Tisch. Auf die Frage: „Geht es hier zu Tante Lori?“ blühten alle Gesichter auf: „Ja!“



„Tante Lori“ ist eine talentierte Malerin.

Tante Lori sagt: „Es ist schon ein sehr verrücktes Leben gewesen. Aber ich weiß nicht – ich bin zufrieden.“

Heike Oldenburg



Sogar eine Bahnlinie gab es hier, parallel zum Bökenbraken, an dem Lori ihr Haus hat

Das Plaza Varieté – Gute Unterhaltung für wenig Geld

Wie ein ehemaliger Bahnhof zur Heimat für große Unterhaltung und kleine Preise wurde

In diesem neuen Artikel zur Unterhaltungsgeschichte in Berlin beschäftige ich mich mit dem Varieté Plaza, das neben den beiden bekannteren Vergnügungsstätten – Wintergarten und Scala – in der Wahrnehmung des Publikums vermutlich oftmals zu kurz kam.

Die Scala wie auch der Wintergarten richteten sich mit ihren hochklassigen Programmen eher an das Publikum aus den west- und südwestlichen Teilen Berlins oder an vermögende Berlinbesucher. Das Plaza dagegen, gelegen am Küstriner Platz 11 (heute Franz-Mehring-Platz) in Friedrichshain, war als „Volksvarieté“ gedacht – für Fabrikarbeitende oder die Bewohnerinnen und Bewohner der umliegenden Mietskasernen, die dort für wenig Geld bunte Programme erleben konnten.

Deshalb zeigte man hier die „brandneuen“ Programme auch erst, als sie in der Scala schon „abgespielt“ waren. Die Künstlerinnen und Künstler erhielten Verträge, die sie für längere Zeit an den Variétékonzern banden, der sie dann an seine verschiedenen Häuser (fünf in Deutschland) weiterschickte. So führten die Engagements viele von einem zum nächsten Variété.

Von der Bahnhofshalle zur Showbühne

Das Plaza (Beiname „Theater der 3000“) entstand 1928 – nach Planungsbeginn 1927 – im 1867 erbauten und 1882 wieder stillgelegten Ostbahnhof, genauer gesagt in der Bahnsteighalle. Dort hatte man zuvor schon ein Restaurant mit Tanzsaal eingerichtet, bevor dann ein Zuschauerraum sowie das Bühnenhaus eingebaut wurden. Die ehemalige Bahnhofshalle war beeindruckend: 190 Meter lang, 38 Meter breit, und nach dem Umbau gab es eine 220 m² große Bühne mit einem 19 Meter breiten Portal. Da konnten sogar Elefanten oder andere Tiere auftreten, und auch große Ensembles fanden Platz. Auf dem 15 Meter langen ersten Rang war viel Platz und Bequemlichkeit für die Zuschauenden. Die Kosten für die Umbauarbeiten betragen etwa zwei Millionen Reichs-

mark, nachdem das leerstehende Gebäude für 50.000 Reichsmark angekauft worden war.

Glanz, Krise und Alltag

Am 1. Februar 1929 erfolgte die feierliche Eröffnung des Hauses unter dem Gründungsdirektor Jules Marx, der 1944 im Konzentrationslager Sachsenhausen (bei Oranienburg) getötet wurde. Im Herbst desselben Jahres suchte eine Wirtschaftskrise von ungeheurem Ausmaß die Welt heim. Jetzt half dem Variété auch nicht weiter, dass täglich zwei Vorstellungen (mit halbmonatlichem Programmwechsel) um 17:00 Uhr und um 20:15 Uhr stattfanden, sowie an Feiertagen sogar drei Vorstellungen um 14:00, 17:00 und 20:15 Uhr. Die Eintrittspreise lagen zwischen 0,50 und 2,00 Reichsmark, insgesamt kamen so täglich rund 7.000 Reichsmark zusammen, monatlich etwa 200.000 Reichsmark. In den schwierigen Zeiten gab es dann jeweils nur noch eine Vorstellung am Tag sowie zwei an den Wochenenden.

Operetten, Rotter und schwierige Zeiten

Bedingt durch sinkende Besucherzahlen und mangelnden Erfolg entschied man sich im Jahr 1931, die Bühne für Operettengastspiele zu nutzen. Unter der Mithilfe der legendären „Theater-Unternehmer“ Gebrüder Rotter gelang es, mit einem 14-tägigen Programmwechsel Operettenschlager wie „Victoria und ihr Husar“, „Madame Dubarry“ oder „Land des Lächelns“ anzubieten. Allerdings hatten diese Aufführungen einen Haken: Es wurden zwar die prächtigen Kostüme und Bühnenbilder von Vorstellungen im großen Schauspielhaus oder Admiralspalast verwendet, aber die Schauspielerinnen und Schauspieler waren meist nur Drittbesetzungen, die an das stimmliche Volumen der Publikumslieblinge und ausgebildeten Darstellenden nicht herankamen – oder denen schlicht das darstellerische Talent bzw. die Erfahrung fehlte.

1932 stellte man das Vorprogramm in den UFA-Kinos ein, das mit Musik, Gesang, Tanz und einzelnen artistischen Nummern von der Scala/Plaza bestritten wurde und auf die Filme hinwies, deren Handlung häufig im Unterhaltungsgenre angesiedelt war.

Ein Jahr später musste der Rotter-Konzern, der die Häuser mittlerweile betrieb, seinen Zusammenbruch verkraften. Das hatte mehrere Gründe: Zum einen durften die Gebrüder Rotter, die jüdischer Herkunft waren, aufgrund der politischen Lage keine großen Geschäfte mehr tätigen. Zum anderen führten wirtschaftliche Schwierigkeiten und die Übernahme zu vieler Theater dazu, dass der Zusammenbruch fast unausweichlich war.

Kriegsjahre, Kinderträume und das Ende

Ab 1936 standen wiederum Operetten auf dem Programm, die aber nicht den durchschlagenden Erfolg der Vorjahre erreichten. 1937 stellte man für die NS-Organisation „Kraft durch Freude“ neue Varieté-Programme zusammen, die aber aufgrund ihrer nationalsozialistischen Prägung keine künstlerische Klasse mehr hatten.

Im Herbst 1938 begann man damit, für Kinder Märchenvorstellungen zu geben, die ebenso aufwändig und prachtvoll gestaltet waren wie die Revuen. Auch sie sollten den schrecklichen Kriegsalltag für ein paar Stunden vergessen machen und zeigten den Kindern auf der Bühne, was sie aus ihren Märchenbüchern kannten.

Für eine kurze Zeit flammte der alte Erfolg im Jahr 1942 wieder auf, als eine Revue mit dem Namen „Regenbo-

gen“ auf den Spielplan kam. Daran wirkte unter anderem der noch heute teilweise bekannte Komiker Carl Napp mit. Als Conférencier führte der später als Radio- und Fernsehmoderator beliebte Peter Frankenfeld durch das abwechslungsreiche Programm.

Das letzte Kapitel

Obwohl es wichtig war, das Publikum in den düsteren Zeiten des Krieges weiterhin gut zu unterhalten, konnte der Spielbetrieb nur noch bis zum 1. September 1944 aufrechterhalten werden. An diesem Tag wurden sämtliche Theater, Kinos und ähnliche Betriebe in Deutschland zwangsweise geschlossen. Im selben Jahr zerstörten Luftangriffe das Bühnenhaus und hätten somit ohnehin jegliche Nutzung unmöglich gemacht.

Ein Jahr später wurde das große Variétégebäude endgültig zur Ruine. Nun blieben die Erinnerungen an Unterhaltung und Freude als einzige bestehen. Sieben Jahre nach dem Kriegsende erfolgte der Totalabriss der Ruine, um die Steine beim Aufbau der Karl-Marx-Allee neuerlich zu verwenden.

Vor dem später dort errichteten Druckereigebäude des kommunistischen Massenblattes „Neues Deutschland“ erinnert inzwischen eine Stele an die denkwürdigen Auftritte von Clown Grock und anderen an diesem Ort.

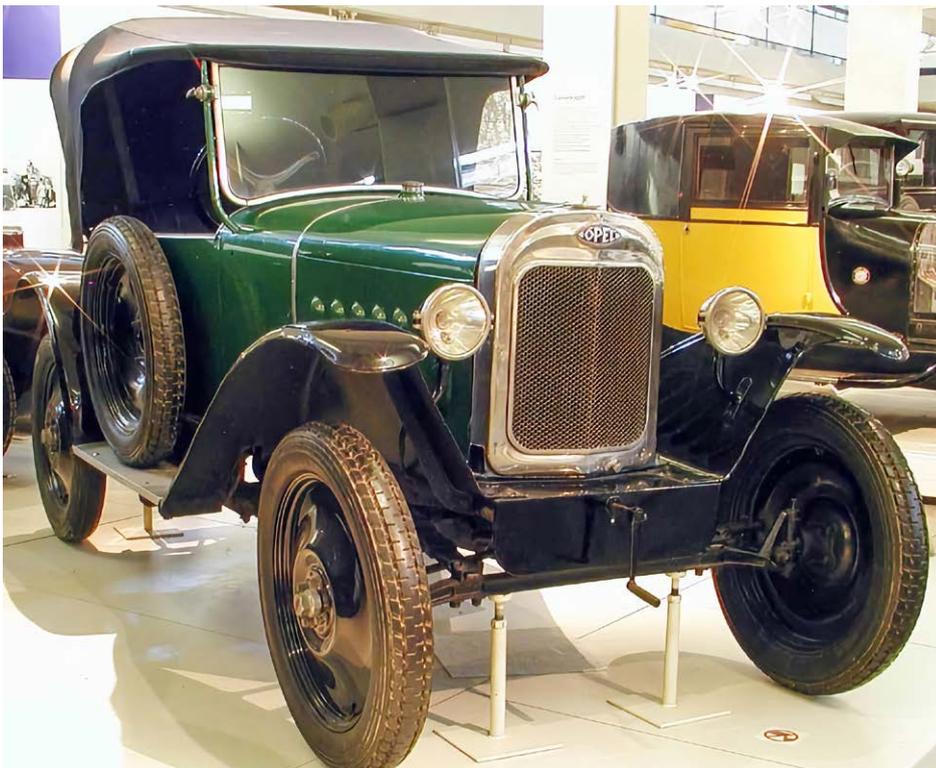
Anke Köhler



Das Plaza im Jahr 1938

Jeder Popel fährt 'n Opel – Die Geschichte der Opel-Rennbahn in Rüsselsheim

Oder wie aus einer Teststrecke ein technisches Denkmal wurde



Mit dem „Laubfrosch“ wurde Opel zum größten Automobilhersteller Deutschlands.

ßen der Stadt wie bisher, denn die Anwohnenden fühlten sich durch Lärm und Dreck der Testfahrten massiv gestört. Folglich schien es zwingend, eine eigene Teststrecke zu bauen, die für Radrennen (Erfolge der Marke Opel) sowie Motorrad- und Autorennen nutzbar sein sollte. Die ersten Vorüberlegungen und Planungen dazu gab es bereits 1914. In den Jahren 1917 bis 1919 erfolgte die Fertigstellung der Strecke, ihre feierliche Eröffnung fand am 24. Oktober 1920 mit einem kombinierten Auto- und Motorradrennen statt. Dennoch führte

man schon im Frühjahr als erstes Rennen auf der Strecke das Radrennen eines örtlichen Clubs durch – am 30. Mai 1920.

Wer heute an deutsche Autos denkt, hat oft die großen Namen und modernen Modelle im Kopf. Doch die deutsche Autoindustrie war nicht immer von Konkurrenz aus Fernost geprägt – im Gegenteil: Sie galt einst als weltweit führend. Ein Beispiel für diesen Pioniergeist ist die Opel-Rennbahn in Rüsselsheim, die als erste vollwertige Rennstrecke Deutschlands Geschichte schrieb.

Technik, Tempo und Tribünen

Vom Fahrrad zur Rennstrecke

In den frühen 1920er Jahren entschlossen sich die fünf Söhne des Fabrikanten Opel, nach den Verkaufserfolgen der ersten Branchen, künftig auch in den Automobilbau zu investieren. Darum sollten alle Fahrzeuge, die jetzt in den Rüsselsheimer Werkshallen vom Band rollten, geprüft und eingefahren werden. Allerdings nicht mehr auf den Stra-

Der Ovalekurs in Form einer Ellipse, gelegen im Wald, zwei Kilometer südlich von Rüsselsheim, ist noch heute aus der Vogelperspektive zu erkennen. Die Strecke war 1,5 Kilometer lang und 12 Meter breit, das Gesamtgelände umfasste 15,34 Hektar. Mit der Überhöhung der Kurven – 30 Grad südlich und 32 Grad nördlich – orientierte man sich am 1910 entstandenen Speedway im amerikanischen Indianapolis und brachte so ein wenig internationales Flair in die rheinhessische Provinz. Für die Zuschauenden entstanden fünf Tribünen sowie Toilettenanlagen. Für die Teilnehmenden gab es einen großen Wartungsbereich, ein



Opel-Fahrrad von 1935

Wärterhaus und einen Geräteschuppen. Das Fahrerlager umfasste ganze 450 Quadratmeter.

Eine Besonderheit: Die Opel-Rennbahn galt als erste vollwertige Rennstrecke in ganz Deutschland – die erste feste, zweckgebundene Beton-Test- und Rennbahn auf europäischem Boden! Zur Zeit ihrer Eröffnung liefen für den Bau der Avus (Beginn 1913, Unterbrechung durch den Ersten Weltkrieg, Einweihung 1921) die Vorarbeiten, und an die beiden anderen bedeutenden Rennkurse (Nürburgring 1927, Hockenheimring 1932) war noch nicht zu denken.

Rasende Erfolge und große Namen

Die Boliden erreichten unter Rennbedingungen bis zu 140 km/h, was den Vorbildern in den Vereinigten Staaten recht nahekam. Kein Wunder, dass am Eröffnungswochenende 10.000 begeisterte Rennbesuchende vor Ort waren. In den folgenden Jahren kamen zu den Veranstaltungen bis zu 50.000 Menschen. Auch einige große Namen des Rennsports verdienten sich hier ihre ersten Lorbeeren. So gewann der spätere Mercedes-Silberpfeil-Pilot Herrmann Lang mit 21 Jahren ein Anerkennungsrennen, und Kollege Rudolf Caracciola soll ebenfalls sehr flott unterwegs gewesen sein.

Ein Höhepunkt in der kurzen Existenz der Opel-Bahn war die Vorstellung des Kleinwagens Opel „Laubfrosch“ im Jahr 1925. Damals wurde sogar kurzzeitig die Produktionszahl des beliebten Automobils erhöht, um in der Werbung mehr Exemplare präsentieren zu können. Am 1. Mai 1927 durften die Rennbesuchenden das weltweit erste 24-Stunden-Rennen für Motorräder erleben.

Die Testfahrt von Fritz von Opel in seinem Raketenwagen Rak1 stellte ein weiteres Highlight dar. Er lotete die Möglichkeiten des raketentriebenen Rennwagens aus, um ihn dann auf der Berliner Avus zu Geschwindigkeits-

rekorden zu führen (12. März 1928). Ein Jahr später testete man über der Strecke sogar ein raketentriebenes Flugzeug. Zu den verschiedenen Wettbewerben, egal ob Motorrad- oder Autorennen, stellte die damalige Reichsbahn sogar Sonderzüge zur Verfügung.

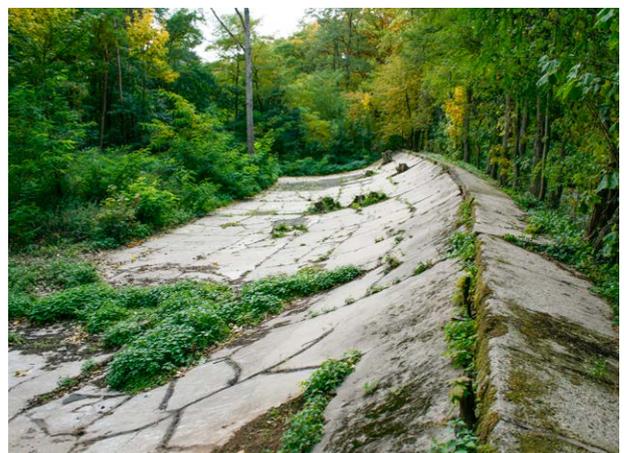
Vom Glanz zum Verfall

Zu Beginn der 1930er Jahre geriet die Opel-Bahn langsam in Vergessenheit, weil Rennen von Rang und Namen nur noch auf den berühmten Strecken ausgetragen wurden. Weitere Gründe waren die Alterung der Fahrbahndecke sowie ausgedehnte Tests von Neufahrzeugen. Ab 1946 diente das Gelände den amerikanischen Streitkräften nur noch als Lagerplatz für Lkw und andere Ersatzteile. 1949 kündigte die nahegelegene Metropole Mainz ihren Pachtvertrag, was das Ende der 30-jährigen Streckenpacht bedeutete. In den 1950er Jahren demonitierte man große Streckenteile, die dem Bau einer neuen Landesstraße im Wege standen. In den Asphalt der Steilkurven pflanzte man später Bäume, die das Bauwerk langsam, aber sicher „aufsprengen“ sollten. Damit wollte man die Rennstrecke ihrem Verfall preisgeben – was jedoch nicht gelang.

Ein Denkmal für Technikbegeisterte

Seit 1987 gelten die Überreste der Strecke als technisches Kulturdenkmal. Im Jahr 2012 entstand eine Aussichtsplattform für 30 Personen, die es möglich macht, Verlauf und Lage der Strecke nachzuvollziehen. Allerdings gibt es noch heute Enthusiasten, die sich mit der besonderen Geschichte der Anlage befassen und den Wunsch hegen, sie in Gänze wiederherzustellen. Was sicherlich ins Reich der Utopie gehört!

Anke Köhler



Die Opel-Rennbahn, eine ehemalige Test- und Rennstrecke von 1919, südlich von Rüsselsheim gelegen.

Buchrezension: „Hunchback“ von Saou Ichikawa

Mit „Hunchback“ legt Saou Ichikawa ein Debüt vor, das nicht nur literarisch beeindruckt, sondern auch gesellschaftlich relevant ist. Als erste Autorin mit Behinderung, die den renommierten Akutagawa-Preis erhielt, setzt sie ein starkes Zeichen – und das spiegelt sich in jeder Zeile ihres Romans wider.

Zwischen Isolation und Selbstbestimmung

Im Mittelpunkt steht Shaka Izawa, eine Frau, die mit einer angeborenen Muskelerkrankung lebt und ihren Alltag in einem Pflegeheim außerhalb Tokios verbringt. Ihr Leben ist geprägt von medizinischen Geräten, körperlichen Einschränkungen und der ständigen Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Vorurteilen. Doch Shaka ist alles andere als eine passive Figur: Mit scharfem Verstand, schwarzem Humor und einer gehörigen Portion Trotz stellt sie sich den Herausforderungen ihres Lebens. Sie studiert online, schreibt erotische Kurzgeschichten und teilt provokante Gedanken in den sozialen Medien – stets auf der Suche nach Selbstbestimmung und neuen Erfahrungen.

Ichikawa gelingt es, Shakas Sehnsüchte und Abgründe eindringlich und mitreißend zu schildern. Die Protagonistin ist vielschichtig: Einerseits finanziell unabhängig und privilegiert, andererseits einsam und auf der Suche nach „Normalität“. Ihr Wunsch, einmal etwas „Normales“ zu erleben – wie eine Schwangerschaft und sogar eine Abtreibung – wirkt auf den ersten Blick schockierend, offenbart aber vor allem den tiefen Wunsch nach Teilhabe und Selbstbestimmung. Shakas Gedanken sind roh, ungefiltert und manchmal unbequem, doch gerade das macht sie so authentisch.

Gesellschaftliche Klischees und die Suche nach Selbstbestimmung

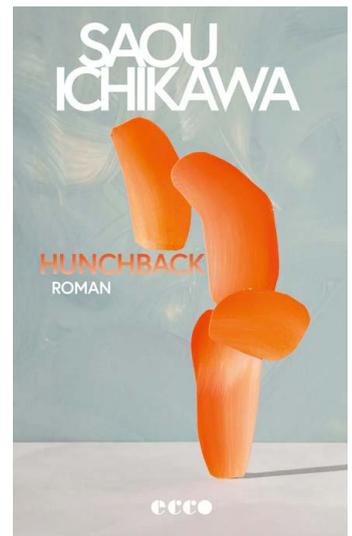
Die Beziehung zu ihrem Pfleger „Herr Tanaka“ ist von Ambivalenz geprägt: Zwischen Verachtung, Provokation und dem Wunsch nach Nähe entspinnt sich ein spannungsgeladenes Wechselspiel, das den Roman zusätzlich belebt. Besonders beeindruckend ist, wie Ichikawa die Sinnlichkeit und Körperlichkeit ihrer Hauptfigur beschreibt. Trotz – oder gerade wegen – ihrer körperlichen Einschränkungen nimmt Shaka jede Nuance im Zwischenmenschlichen

intensiv wahr. Die Sprache ist dabei ebenso kraftvoll wie kreativ, der Humor oft dunkel und entlarvend.

„Hunchback“ ist mehr als ein Roman über Behinderung. Es ist ein Buch über das Menschsein, über Sehnsüchte, Grenzerfahrungen und die Suche nach einem selbstbestimmten Leben. Ichikawa entlarvt gesellschaftliche Klischees und zeigt, wie eng Körper, Sexualität und Identität miteinander verwoben sind.

Natürlich bleibt nicht unerwähnt, dass Shaka in vielerlei Hinsicht privilegiert ist: Sie besitzt das Heim, in dem sie lebt, und ist finanziell abgesichert. Das unterscheidet sie von vielen anderen Menschen mit Behinderung, die oft mit existenziellen Sorgen und Abhängigkeiten konfrontiert sind. Dennoch gelingt es Ichikawa, die universellen Fragen nach Zugehörigkeit, Selbstbestimmung und dem Wunsch nach einem erfüllten Leben eindrucksvoll zu thematisieren.

Fazit: „Hunchback“ ist ein kraftvoller, tiefgründiger und zugleich unterhaltsamer Roman, der lange nachhallt. Saou Ichikawa schafft es, mit viel Feingefühl und einer Prise schwarzem Humor die Perspektive einer Frau am Rande der Gesellschaft einzunehmen und ihr eine starke, unverwechselbare Stimme zu geben. Ein Buch, das Mut macht, Grenzen zu hinterfragen und neue Sichtweisen zuzulassen – und das nicht nur für Leserinnen und Leser mit Behinderung, sondern für alle, die sich für das Leben in all seinen Facetten interessieren.



Victoria Wenig

Bestellmöglichkeiten: [harpercollins.de/products/hunchback-9783753001074](https://www.harpercollins.de/products/hunchback-9783753001074)



Charmant, charmant

Die Wilden Witwer gastieren im Villa-Umbauquartier

Viel Humor und süße Melodien: Die Wilden Witwer lassen mit Schlagern und Salonmusik der 20er und 30er Jahre alle Liebeslieder ihrer Großeltern auferstehen. Das Kabarett „Fräulein, pardon“, zum Schmunzeln und Mitwippen.

Sonntag, 2. November 2025, Zeit: 15–17 Uhr

Eintritt: 4,- Euro / Person

Ort: Villa Donnersmarck – Umbauquartier

Teltower Damm 283, 14167 Berlin

Bitte melden Sie sich an:

Tel.: 030 847 187 0 /

info@villadonnersmarck.de

DIE UMBAU-AUSGABE NR. 2: NEUES PROGRAMM DER VILLA DONNERSMARCK

Kreativ, sportiv, gemeinsam sowie Reisen und Beratung: Mit der 2. Umbau-Ausgabe der Villa Donnersmarck dürfen sich alle Gäste auf viel inklusives Miteinander freuen, und Events wie Lesungen, Konzerte und viel mehr sind auch wieder mit dabei – alles natürlich barrierefrei.

Digital herunterladen auf villadonnersmarck.de
Die Papierversion kommt gratis per Post nach Hause:
Tel. 030 847 187 0 oder info@villadonnersmarck.de



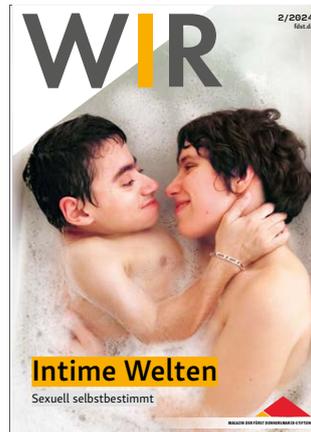
Sie möchten regelmäßig die WIR lesen?

Die WIR erscheint zweimal im Jahr und wird Ihnen gerne kostenlos zugesandt. Bitte senden Sie uns den ausgefüllten Bestellcoupon. Die WIR gibt es auch zum Download unter **fdst.de**



WIR 1/2024

- Forschung und Praxis zusammendenken
- Bankdienstleistungen für alle?
- Wie KI unser Bild von Behinderung entlarvt
- Von der Analphabetin zur Rednerin
- Jonny Island – Das volle Leben



WIR 2/2024

- Neurorehabilitation ist interdisziplinär
- Außerklinische Intensivpflege wirkt!
- Queer und behindert
- Rechtliche Perspektiven zur Sexualassistenz
- Ohne Barrierefreiheit kein Tourismus für Alle



WIR 1/2025

- Sexualität und Behinderung ganz praktisch
- Vier Pfoten für mehr Unabhängigkeit
- Wer den Wal hat, hat die Qual
- Wenn sich die Wissenschaft für mein Leben interessiert.
- Die Bibel in Leichter Sprache



Name

Straße

PLZ/Ort

E-Mail

Fürst Donnersmarck-Stiftung
Öffentlichkeitsarbeit
Dalandweg 19

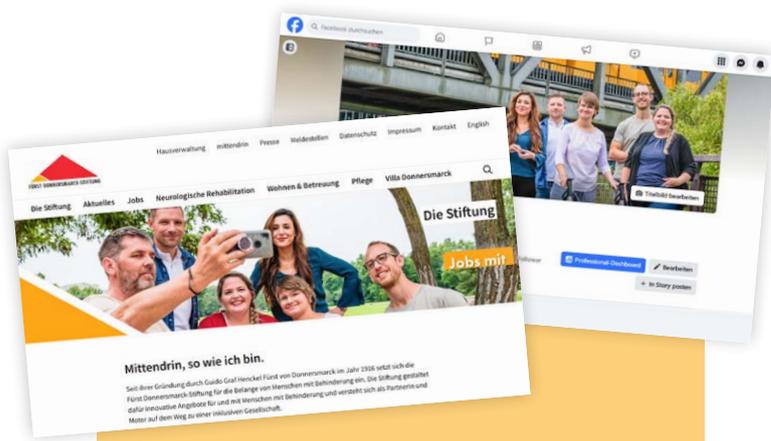
12167 Berlin

Ich möchte gerne regelmäßig und kostenlos die WIR erhalten. Mit der Speicherung meiner Adresse für den Postversand bin ich einverstanden.

Ich brauche Exemplar(e)

- der aktuellen Ausgabe
- der Ausgabe 1/2025
- der Ausgabe 2/2024
- der Ausgabe

Sollten Sie das WIR-Magazin nicht mehr erhalten wollen und wünschen die Löschung Ihrer Adresse aus dem Verteiler, geben Sie uns bitte Bescheid.



DIE STIFTUNG IM WEB

Wir freuen uns
auf Ihren Besuch, Ihre Likes
und Kommentare bei:

Fürst Donnersmarck-Stiftung

 facebook.com/fdst.de

 instagram.com/fdst

 youtube.com/fdstde

 issuu.com/wirmagazin

 fdst.de/mittendrin

FDST.DE

IMPRESSUM

WIR – Magazin der Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Herausgeber

Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Redaktionsleitung

Ursula Rebenstorf

Fürst Donnersmarck-Stiftung

Dalandweg 19, 12167 Berlin

Tel.: 030 769 700 17; Fax: -30

E-Mail: wir@fdst.de; Internet: fdst.de

Gestaltung bleifrei Texte + Grafik

Titel Ursula Rebenstorf

Druck Nordbahn gGmbH – Werkstatt für Menschen mit Behinderung

Erscheinungsweise zweimal im Jahr

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 11. Juli 2025

Fotos Daniel Schleher, Monika Holfeld, Ursula Rebenstorf, Kirsten Heil, Heike

Oldenburg, Helga Hofinger, Victoria Wenig, Sean Bussenius, Georg Hana,

Susanne Schiering, Sabine Lutz, Andi Weiland. Wir danken Tizia und Marc

Engelmann, Angela Gutzeit, Katharina Schulz,

Von Willy Pragher, CC BY 3.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=34190512>, Von Ralf Roletschek – Eigenes Werk, CC BY-SA 3.0,

<https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=754423>

Von Autor/-in unbekannt – Familienarchiv Lochner Aachen / Münster,

Gemeinfrei, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=16173524>

Von Basic.Master – Eigenes Werk, CC BY-SA 4.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=102263323>, on Softeis, CC BY-SA 3.0,

<https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=234923>, Von Gerrit

van Honthorst – Ashdown House, Berkshire, London and South East,

National Trust, Gemeinfrei, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=20939305>, Von Wilhelm Kretschmer – <https://objektpatenschaft.ein-stueck-hannover.de/schatzkammer/objekt/aquarell-leinstrasse-mit-dem-leineschloss/>, Gemeinfrei, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=127313800>

<https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=127313800>

DIE FÜRST DONNERSMARCK-STIFTUNG UND IHRE TEILBEREICHE

Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Dalandweg 19, 12167 Berlin

Tel.: 030 769 700-0

P.A.N. Zentrum

Raunteraler Straße 32, 13465 Berlin

Tel.: 030 406 06-0

Ambulant Betreutes Wohnen

Wohngemeinschaften und

Betreutes Einzelwohnen

Babelsberger Str. 41, 10715 Berlin

Tel.: 030 857 577-30

Teilhabe – Assistenz – Pflege

Alte Mälzerei Pankow

Seelbuschring Tempelhof

Haus Am Querschlag Reinickendorf

Babelsberger Str. 41, 10715 Berlin

Tel.: 030 857 577-34

Ambulanter Dienst

Oraniendamm 10-6, Aufgang A

13469 Berlin

Tel.: 030 406 058-0

Außerklinische Intensivpflege

Wildkanzelweg 28, 13466 Berlin

Tel.: 030 406 061-40

Freizeit, Bildung, Beratung

Villa Donnersmarck

Schädestr. 9-13

14165 Berlin

Tel.: 030 847 187-0

FDS Hotel gGmbH

Seehotel Rheinsberg

Donnersmarckweg 1

16831 Rheinsberg

Tel.: 033931 344-0

Heidehotel Bad Bevensen

Alter Mühlenweg 7

29549 Bad Bevensen

Tel.: 05821 959-0

FDS Gewerbebetriebsgesellschaft mbH

Hausverwaltung/Vermietung

Amalienstr. 14, 12247 Berlin

Tel.: 030 794 715-0





Finde deine sinnstiftende Tätigkeit!



Jetzt bewerben und eine
inklusive Zukunft gestalten:

www.fdst.de/jobs



Gemeinsam Großes bewirken bei der Fürst Donnersmarck-Stiftung!

Seit über 100 Jahren setzt sich die Fürst Donnersmarck-Stiftung für Menschen mit Behinderung ein.

Werde Teil unseres Teams und bringe deine Erfahrung, dein Engagement oder deine frischen Perspektiven ein – ob als Heilerziehungspfleger:in, Erzieher:in, Pflege(fach-)kraft, Sozialarbeiter:in oder als Quereinsteiger:in. Gemeinsam verwirklichen wir mit deinem wertvollen Beitrag unseren Stiftungszweck.

Altersvorsorge, Jobticket, Zuschuss auf ein Fahrrad-Abo & vieles mehr

Profitiere von unseren vielfältigen Benefits – wir unterstützen in den Bereichen Altersvorsorge, Weiterbildung und Gesundheit, damit du dich dauerhaft wohlfühlst und mit uns gemeinsam wächst.

Mittendrin
So wie ich bin.

